

*H. G. A. Neukirch*



# MODERNE FASHION

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Modenbild nebst Beschreibung. — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Ameisen-Huber. — Die Musik der Farben und Düfte. — Rococo, von Karl Frenzel (mit Illustration von Heinrich Löffow). — Grünes für die Küche, von Paul Sorauer. — Das Zeichnen mit dem Zehmah. II. — Du mein einzig Licht! Lied von Anton Deprosse. — Polka, von C. von Maliszewski. — Die Mode, von Veronica von G. — Räthsel. — Rebus. — Auflösung der Charade Seite 120. — Correspondenz.





### Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe mit sackförmigem Paletot für ältere Damen. Der Anzug ist von grauer Seidenpöppeline und mit Frisuren und Röllchen von gleichem Stoff garnirt. Haube von weißer Blonde mit carmoisinrotherem Grosgrainbande.

Figur 2. Anzug für Knaben von 2—4 Jahren. Weinkleid und Mittel von dunkelgrünem Sergeestoff mit breiterem und schmalere schwarzen Sammetbande und Sammetknöpfen garnirt. Bluse mit langen Ärmeln, von rothem Kaschmir.

Figur 3. Kleid für Mädchen von 10—12 Jahren. Das Kleid ist von dunkelgrünem batiste-de-laine, am unteren Rande des Rockes zwei à plissé gefaltete Frisuren aus dem Stoff des Kleides. Die obere Frisur ist mit einem Kopf aufgenäht und mit einem grünen Taffetrollchen verziert; den Ansatz der unteren Frisur deckt ein in Rücken ausgeschnittener Taffetstreifen von der Farbe des Kleides, welcher mit Gasefütter versehen und an beiden Längenseiten von schmalen à plissé gefalteten Stoffstreifen begrenzt ist. Die hohe Taille mit Schoß ist mit Taffetwebers und Stofffrisuren garnirt. Gürtel nebst Schärpe von grünem Taffet.

Figur 4. Kleid mit Doppelrock von braunem Grosgrain. Der untere Rock ist mit einer Frisur, außerdem mit einem in Vogen ausgeschnittenen Streifen vom Stoff des Kleides besetzt; am gebogenen Rande des letzteren eine Einfassung von braunem Sammet. Den oberen Rock, welcher hinten gerafft ist, ziert ein gebogener Taffetstreifen und eine breite braune Seidenfranze. In Vogen ausgeschnittene Patten aus Taffet, mit Sammeteinfassung und Franzengarnitur, sind auf der Taille angebracht; am Vorderteile ein Vogenstreifen. Gürtel vom Stoff des Kleides mit Sammeteinfassung. Hut von Tüll, Spitze und Blumen.

Figur 5. Anzug von pensee poul-de-soie. Der Anzug besteht aus Rock und Leberkleid „princesse“. Die Garnitur bilden breitere und schmalere Frisuren aus pensee poul-de-soie und schwarzes Sammetband. Die Frisur am unteren Rande des Rockes ist in Falten gereiht, die übrigen Frisuren sind in Talfalten geordnet. Die Vordertheile, wie auch der Rücken theil des Leberkleides gehen am unteren Rande je in eine Spitze aus. Die Garnitur der Taille imitirt einen edigen Ausschnitt. [23,697]

### Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung.)

#### X. Haß oder Liebe?

Es war wirklich wie die Gräfin Bratow gesagt hatte. Im Vorraum, der zu den Gemächern der Sängerin führte, waren die Träger der stolze Namen versammelt und warteten, warteten bereits seit einer Stunde auf das Erscheinen der Signora.

Die Gabrieli selbst saß indessen in ihrem Gemach vor den Wittschritten, die heute wie an jedem Morgen eingelaufen waren. Umweit von ihr am Schreibtisch saß ihr Secretär Werner. Ihr Antlitz trug heute den Ausdruck der Müdigkeit und Erschöpfung, und in ihren schwarzen Augen blitzte ein düstres Feuer.

„Jetzt sind wir fertig, Bläser!“ sagte sie, als sie das letzte Schriftstück erledigt hatte.

„Fertig bis morgen!“ erwiderte er mit einem leisen Lächeln. „Wir fangen morgen da an, wo wir heute aufgehört haben, und Ihre müdthätige Hand, die sich heute schließt, wird sich morgen zu neuen Wohlthaten aufthun! Ich erlaube mir indeß zu bemerken, Signora, daß Ihre Wohlthätigkeit sich doch in Grenzen halten müßte, Sie geben mit vollen Händen, und —“

„Und ich empfangen auch mit vollen Händen, Herr Werner! Lassen Sie das, es ist zuletzt doch meine einzige Zerstreung und das Einzige, was mich noch mit mir selber und der Welt verfährt, daß ich von dem Sündengeld den Armen gebe. Ich fühle mich in diesem kalten Lande elend und krank im innersten Herzen und will wenigstens die kleine Genugthuung haben, daß ich einige Thranen trockne! Ich langweile mich, langweile mich fürchterlich und sehne mich nach meinem lieben Italien oder auch hinunter in das Grab, denn —“

„Was ist das?“ unterbrach sie sich plötzlich. „Welches Geräusch?“

„Sie dürfen nicht hinein!“ rief draußen eben eine laute Stimme.

„Ich sage Ihnen aber, ich habe nicht Zeit und nicht Lust, hier zu warten!“ entgegnete eine andere Stimme. „Wenn es den Herren beliebt, zu antichambriren, ich thue es nicht! Ich komme im Namen der Kaiserin und auch in meinem eignen Namen!“

„Aber Excellenz, ich wiederhole Ihnen, die Signora ist allein, in ihrem Zimmer und studirt. Sie kann jetzt Niemand empfangen!“

„Sie soll mich empfangen, närrisches Kind! Die Signora ist allein? Nun wohl, so werde ich ihr Gesellschaft leisten! Fort da!“

Die Thür wurde hastig aufgerissen, und in derselben erschien die hohe Gestalt des Grafen Drlow; hinter ihm sah man die Schar der Cavaliere.

Graf Drlow warf die Thür zu und ließ dann seine Blicke im Gemach umherwandern.

„Dachte ich es doch! Ihre Jofe sagt, die Signora sei allein, und ich finde Sie in Gesellschaft.“

„Sie irren, Graf Drlow.“ sagte die Gabrieli stolz, indem sie ihm ein paar Schritte entgegen ging, „ich bin allein und arbeite mit meinem Secretär. Ich meine aber, daß ich wohl das Recht habe, in meinem eignen Hause mich nicht stören zu lassen, bis es mir gefällt. Inzwischen, da Sie einmal da sind, Herr Graf, so mögen Sie bleiben, so lange, als Sie Zeit bedürfen, um mir zu sagen, weshalb Sie kommen.“

Drlow sah ihr verwundert in das ruhig lächelnde Angesicht. „Sie fragen mich, weshalb ich komme?“ wiederholte er dann mit einem lauten Lachen, das indeß ein wenig gezwungen klang. „Nun, ich könnte darauf erwidern, daß ich komme wie die andern Cavaliere, Ihnen einen Besuch zu machen!“

„Sie kommen nicht so, Herr Graf! Die andern Cavaliere warten, bis ich sie rufe. Sie aber dringen mit Gewalt hier ein, und daraus schließt sich, daß eine wichtige Botschaft der Kaiserin Sie zu mir führt. Dies allein auch, Herr Graf, könnte Sie entschuldigen.“

„Sie sind in der That sehr gütig, für mich Entschuldigungen zu suchen, aber ich meine, daß ich dergleichen nicht bedarf. Wahrscheinlich, jede Dame in Petersburg würde sich glücklich schätzen, wenn Graf Drlow sie mit seinem Besuch beehrt.“

„Ich bedauere die Damen in Petersburg, wenn sie eine so demüthige Stellung einnehmen,“ erwiderte die Gabrieli, „doch lassen Sie uns endlich zur Sache kommen. Was führt Sie zu mir?“

Er schaute sie mit einem seltsamen flammenden Blick an, und wie er dann hastig das Auge von ihr abwandte, traf es den jungen Mann, der ruhig neben dem Schreibtisch stehen geblieben war. „Lassen Sie den Burschen da hinausgehen, Signora, damit ich Ihnen sagen kann, was ich meine.“

„Wen?“ fragte die Sängerin, indem sie mit verwunderter Miene im Zimmer umherschaute. „Ich sehe hier nur zwei Herren; aber keinen Burschen oder Diener.“

„Nun,“ lachte Drlow, „so lassen Sie den Herrn Secretär hinausgehen.“

Die Sängerin wandte sich mit einem freundlichen Lächeln zu diesem hin.

„Herr Werner, ich bitte, begeben Sie sich auf kurze Zeit in das anstoßende Gemach. Mein Gespräch mit dem Herrn Grafen wird hoffentlich nicht lange dauern, und dann werden wir unsere Arbeit fortsetzen.“

Der Secretär verneigte sich, aber nur vor der Sängerin, dann ging er an dem Grafen vorüber zu der kleinen Tapetenthür, welche in die inneren Gemächer führte, und verließ das Zimmer.

Drlow sah dem jungen Mann mit einem tüchtigen Blicke nach, dann wendete er, stolz sich aufrichtend, sich zur Sängerin. „Sie fragen, weshalb ich komme, ich will es Ihnen sagen: Ihre Majestät, die Kaiserin, sendet mich her, ich soll der Signora Gabrieli melden, daß morgen ein Gala-Diner stattfindet, und die Signora Gabrieli sich bei demselben einzustellen habe.“

„Die Form der Einladung wird entschuldigt durch die Ehre derselben,“ erwiderte die Gabrieli lächelnd; „Ihre Majestät bewilligt mir also endlich die Stellung, welche man mir aller Orten als selbstverständlich von vorn herein einräumte. Sagen Sie Ihrer Majestät, daß die Signora Katharina Gabrieli sich sehr geehrt fühlt durch die Einladung der Kaiserin Katharina. Ich bitte nur noch, mir die Stunde zu bezeichnen, in welcher ich mich einzufinden habe.“

Graf Drlow hatte ihr mit wachsendem Erstaunen zugehört, aber nun brach er in ein lautes Gelächter aus: „Sie glauben doch nicht, die Majestät lade Sie ein, mit den Fürstinnen an der Tafel zu sitzen? Nein, Sie sollen nicht essen, sondern singen.“

„Wie?“ rief sie mit aufflammenden Augen, „ich werde berufen, den Geladenen etwas vorzusingen? Und Sie, Herr Graf Drlow, haben den Muth, hierher zu kommen und mir das ins Gesicht zu sagen? Unmöglich, das kann nicht der Wille der Kaiserin sein!“

„Er ist es,“ nickte Drlow, „und ich rathe Ihnen, schöne Signora, gehorchen Sie! Denn die Kaiserin Katharina, die herrlichste und erhabenste Frau der ganzen Welt, hat vielleicht doch einen kleinen Fehler: sie ist heftig, und es thut nicht gut, wenn man sie zum Zorne reizt. Ich bitte Sie, Signora, unterdrücken Sie diesmal Ihren Stolz, obwohl ich, indem ich Sie anschau, bekennen muß, daß er berechtigt ist. Unterdrücken Sie ihn und kommen Sie morgen, wie es die Majestät befehlt.“

Sie hob das Haupt stolz empor. „Ich habe mit der Kaiserin einen Contract abgeschlossen, zwei Mal wöchentlich in der Oper zu singen. Ich werde meinen Contract getreulich halten, im Uebrigen bin ich meine eigene Herrin, und Niemand auf der Welt hat mir Etwas zu befehlen! Ich bitte den Grafen Drlow, dies der Kaiserin zu sagen.“

„Nun, das ist eine Botschaft, von der ich wünschte, daß sie ein Anderer überbrächte! Ich möchte nicht der Erste sein, auf den sich der Zorn der Kaiserin ergießt. Sie könnten Ihren allerliebsten kleinen Schreiber dahin schicken — Aber,“ fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „wir sind allein, und Niemand hört uns, und Sie sind ein großmüthiges Geschöpf und werden mich nicht verrathen! So lassen Sie sich jetzt von mir, dem Grafen Gregor Drlow, sagen, daß ich aufjauchzen möchte vor Wonne, weil es noch ein Geschöpf gibt, wie Sie es sind! Ein Geschöpf, welches waagt, der Kaiserin aller Reußen Troß zu bieten, und nicht entzückt ist von einer solchen Einladung. Ja, das ist die stolze, das ist die große Gabrieli, und darum möchte ich —“

In diesem Augenblick vernahm man an der kleinen Tapetenthür, durch welche Werner hinausgegangen war, ein mehrmaliges lautes Klopfen.

Drlow schwieg und horchte nach der Thür hin. „Es ist mein Secretär, und es scheint, er hat eilige Botschaft,“ sagte Katharina, indem sie mit lauter Stimme gebot, einzutreten.

Ja, es war wirklich der Secretär Werner und er überreichte der Signora ein Packet.

„Der Kammerdiener des Herrn Grafen Drlow bringt soeben dies für die Signora! Er sagte, es habe Eile, und darum wagte ich es, einzutreten!“ Er neigte sich tief und ging wieder hinaus.

Die Signora schaute befremdet bald auf den Grafen, bald auf das Packet.

„Von Ihnen, Herr Graf? Was bedeutet das? Sie sind hier und lassen von Ihrem Diener sich zu mir Etwas nachschicken?“

„Das bedeutet nur, daß meine Pferde schneller laufen, als die Beine meines Kammerdieners,“ erwiderte Drlow lachend. „Aber jetzt bitte ich, Signora, daß Sie mir das Packet übergeben, damit ich es Ihnen selbst zu Füßen legen kann.“

Er nahm ihr das Packet aus den Händen, warf das umhüllende Papier fort und setzte das Etui zu ihren Füßen nieder. „Und darf man fragen, was dieses Kästchen enthält?“ fragte die Gabrieli, mit ruhiger Miene zu demselben niedersehend.

Er drückte an der Feder, der Deckel flog in die Höhe, und die wundervollsten Edelsteine funkelten in vielfarbigen Glanze der Sängerin entgegen.

„Das sind Brillanten,“ sagte sie ruhig, „und weiter?“

„Weiter?“ wiederholte er erstaunt. „Das ist der Schmuck, Signora, den Graf Drlow sich erlaubt, Ihnen zu überreichen.“

„Und darf ich nun fragen, mit welchem Rechte Graf Drlow glaubt, dies thun zu können?“

Er sprang empor und hielt ihr die Brillanten vor die Augen. „Sehen Sie! Eine Kaiserin würde sich glücklich schätzen, einen solchen Brillantschmuck zu tragen, und Sie fragen, mit welchem Rechte sich Graf Drlow erlaubt, Ihnen solch ein Geschenk darzubringen?“

„Ja, ich frage das und wiederhole meine Frage,“ sagte sie, ruhig ihre großen schwarzen Augen auf ihn gerichtet.

„Nun denn,“ rief er nach Athem ringend, „nun denn, mit demselben Rechte bringe ich Ihnen diese Brillanten, mit dem Ihre Anbeter Ihnen gestern Abend die Geschenke auf die Bühne tragen ließen. Sie sollten zufrieden sein, daß Graf Drlow Ihnen sein Geschenk selbst bringt und nicht seine Lakaien dazu verwendet.“

„Gestern hatte Jeder ein Recht, mir Geschenke darzubringen, es geschah öffentlich, und ganz Petersburg konnte sehen, was die Huldigungen der Cavaliere mir zu Füßen legten. Heute aber, in meinem Zimmer, wo wir allein sind, auf Ihren ausdrücklichen Wunsch allein sind, heute hat Niemand das Recht, mir Geschenke anzutragen! Ich aber habe das Recht, sie jetzt zurückzuweisen, und ich thue es! Herr Graf Drlow, nehmen Sie dies Etui zurück, und da Sie sagen, daß eine Kaiserin sich glücklich schätzen würde, solchen Schmuck von Ihnen zu empfangen, so bitte ich, übergeben Sie diese schönen Brillanten — denn in der That, sie sind schön,

bewundernswürdig schön — Ihrer Majestät, der Kaiserin Katharina!“

„Sie verhöhnen mich,“ rief Drlow, indem er die Brillanten zur Erde niederwarf und mit erhobenen Armen und geballten Fäusten vor die Sängerin trat.

Sie aber blieb ruhig stehen und sah ihn starr an. „Graf Drlow, meinen Sie vielleicht, eine Leibeigene vor zu haben? Lassen Sie Ihre Arme niedersinken, ich befehle Ihnen, Graf Drlow.“

Und er, langsam, an allen Gliedern bebend, ließ seine Arme sinken und stand beschämt und verwirrt vor ihr; dann auf einmal gleichsam als habe ein Blitzstrahl ihn getroffen, sank er zu ihren Füßen nieder, faßte ihr Gewand und drückte es mit glühender Leidenschaftlichkeit an seine Lippen.

Sie blickte erstaunt zu ihm nieder, und ein Ausdruck des Schreckens überflog ihr Angesicht; den zürnenden Grafen Drlow sah sie nicht gefürchtet, diese leidenschaftliche Gluth aber entsetzte sie. „Graf Drlow,“ rief sie, „ich bitte, stehen Sie auf.“

„Nicht eher, bis Du mir vergeben hast! Ich bleibe zu Deinen Füßen liegen als Dein Slave, bis Du sagst: Ich zürne Dir nicht.“

„Sie sind entlassen, Graf Drlow,“ sagte die Sängerin eisigen Tones, „leben Sie wohl!“

Sie machte ihm eine Verbeugung und wandte sich um. Ihr Fuß stieß an das Etui mit den Brillanten, das noch am Boden lag.

„Und meine Brillanten?“ fragte Graf Drlow. „Sie haben das richtige Wort gesprochen,“ lächelte sie, „meine Brillanten sagten Sie. Ja, es sind die Ihrigen, ich bitte, dieselben aufzuheben und wieder mit sich zu nehmen.“

Und abermals sich verneigend, wendete sie sich um und ging hinaus.

Er schaute ihr mit glühenden Blicken nach, und leise, so leise murmelten seine Lippen Worte der Bewunderung. Dann, ohne der Brillanten weiter zu achten, stürmte er durch die Thür von dannen.

Sie indessen hatte hastig die kleine Tapetenthür geöffnet, welche in den Empfangsalon führte.

Auf der Schwelle blieb sie stehen, erschrocken fast starrte sie auf Werner, der gleichfalls stehend rasch einen Handschuh auf den Tisch niederfallen ließ; sie aber hatte doch gesehen, daß er denselben, als sie eintrat, eben an die Lippen preßte.

Hastig trat sie jetzt zu dem Tisch heran und hob den Handschuh auf.

Ja, es war der ihre, der Handschuh, den sie gestern getragen hatte.

Ihr flammender Blick flog von dem Handschuh zu dem Gesicht des jungen Mannes empor. Leise trat sie an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter. „Herr Werner,“ sagte sie in sanftem Töne, „Herr Werner, ich warne Sie, hüten Sie Ihr Herz vor einer thörichten Leidenschaft!“

Er wandte langsam den Kopf zu ihr hin und sah sie an. „Ich verstehe Sie nicht, Signora Gabrieli.“

„Ich aber verstehe Sie, Herr Werner,“ sagte sie, auf den Handschuh deutend, „ich wiederhole meine Warnung, hüten Sie Ihr Herz!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er ruhig; „aber auch ich wiederhole, ich bedarf der Warnung nicht!“

„Weshalb drückten Sie meinen Handschuh an Ihre Lippen?“ fragte sie.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Signora, diesen Handschuh küßte mir meine Vergangenheit entgegen, er duftete nach Jasmin, und das war die Lieblingsblume meiner theuren Mutter! Ich dachte nicht an Sie, Signora, ich dachte an meine Mutter, an meine edle, tugendhafte Mutter, als ich Ihren Handschuh an meinen Mund drückte.“

Sie preßte hastig die Lippen aufeinander, als wolle sie ein zorniges Wort oder einen Schmerzensschrei zurückhalten.

„Nun wohl,“ sagte sie mit stockender Stimme, „nun wohl, da der Handschuh Sie an Ihre Mutter erinnerte, so bitte ich, halten Sie ihn zum Angeben.“

„Nicht nöthig, Signora,“ sagte er mit Ruhe, „das Andenken meiner theuren Mutter steht auch ohne ihn fest in meinem Herzen.“

Wieder preßte sie ihre Lippen aufeinander und schweigend ein Moment, dann streifte ihr Auge über den Tisch hin, auf welcher alle die Geschenke von gestern ihr entgegenglänzten.

„Haben Sie das so prächtig geordnet und so geschmackvoll aufgestellt, Werner?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja, ich habe es gethan,“ erwiderte er, „ich wußte, Ihr Auge Vergnügen findet an solchen Dingen.“

„Und Sie, Herr Werner, was haben Sie gedacht, als diese kostbaren Schätze hier aufstellten? Nicht wahr, Sie haben wie ich es thue, geschpottet und gelacht über die Thoren, welche ihr Gold und ihre Brillanten mein Herz zu erfreuen oder gar zu bestechen wählten. Nicht wahr, Werner, Sie haben das gedacht.“

Er schüttelte langsam das Haupt. „Nein, Signora, ich habe das nicht gedacht.“

„Nun, und was sonst? Sagen Sie es mir, seien Sie immer so schweigsam und so still, Werner, verrathen Sie Ihre Gedanken!“

„Sie befehlen es, Signora?“

„Ja, ich befehle es!“

„Nun denn, als ich dies Gold und Silber, diese Perlen und Juwelen hier ordnete — ich bitte um Vergebung, Signora, man ist für seine Gedanken nicht verantwortlich, und Sie haben befohlen, daß ich sie Ihnen enthülle — da dachte ich an Maria Magdalena. Sie lebte in Glanz und Pracht, in Leppigkeit und Lust, aber eines Tages, da ihr Herz den Messias erkannt hatte, von sich, folgte weinend, mit aufgelöstem Haar dem Erlöser und beugte sich vor ihm in Reue und Buße. Und dann dachte ich auch die Liebe ist ein Erlöser, die wahre, die reine Liebe, und sie in sein Herz aufgenommen hat, wird durch sie geläutert und allen Sünden erlöst. Das dachte ich, Signora, und jetzt bitte ich, Sie zu entlassen.“

Er neigte sich tief und eilte dann nach der Thür hin.

Sie, die Hand aufgestützt auf den Tisch mit dem funkelnden Geschmeide, sie schaute ihm nach, und ein seltsames Zucken über ihr Angesicht.

Da, als Werner die Thür schon geöffnet hatte, um hinaus zu gehen, rief sie ihn zurück mit einem flehenden, schmerzlichen Töne: „Werner, ich bitte Sie, noch einen Moment!“

Er kam langsam wieder näher. „Was befehlen Sie, Signora?“

Sie trat ein Paar Schritte ihm entgegen und blieb dann schüchtern stehen.



„Werner, Sie zürnen mir?“ fragte sie leise.  
 „Ich zürnen? Wie hätte der Diener wohl ein Recht, seiner Herrin zu zürnen?“  
 „Sprechen Sie nicht so,“ sagte sie lebhaft. „Sie sind nicht mein Diener.“  
 „Doch, Signora, ich bin es. Der Fürst Kaunitz hat mich Ihnen nachgesandt, Sie geben mir einen Lohn, ich bin folglich der bezahlte Diener und habe mich über Nichts zu beschweren.“  
 „Und doch zürnen Sie mir jetzt, Werner,“ sagte sie mit sanfter Stimme, „und Sie haben ein Recht, mir zu zürnen, ich bitte also um Vergebung.“  
 „Um Vergebung? Und weshalb?“  
 „Ich will es Ihnen sagen: weil ich mich vergangen habe an Ihnen, schwer vergangen! Ich sagte dem Grafen Drlow, daß ich allein sei, und doch waren Sie zugegen, der Uebermuth und Zorn über den Grafen ließen mich eine Unwahrheit sprechen. Nein, ich war nicht allein, denn Sie waren bei mir! Sie, der Einzige von allen Männern, den ich hochschätze, der Einzige, dessen Blick ich fürchte und vor dem ich die Augen niederzuschlage. Nein, ich war nicht allein und ich wiederhole es: Werner, ich bitte um Vergebung. Reichen Sie mir Ihre Hand, sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben wollen!“  
 Sie hielt ihm die Hand entgegen und schaute ihn an mit stehender demüthiger Miene. „Werner, Sie nehmen meine Rechte nicht? Und ich sage Ihnen doch, Sie sind der einzige Mann, den ich hochschätze, vor dem ich Ehrfurcht empfinde! Werner, nehmen Sie meine Hand und sagen Sie, daß Sie mir vergeben.“  
 Langsam hob er die Hand empor und nur mit den Fingerspitzen berührte er die der Signora.  
 „Nun wohl, Sie wollen es, ich vergebe Ihnen,“ sagte er leise, dann wandte er sich hastig ab und verließ das Gemach.

XI. Im Prunksaal und im Boudoir.

Im kaiserlichen Palaſte sollte heute ein großes Galadiner stattfinden; alle Würdenträger des Hofes, alle fremden Gesandten waren dazu geladen, und in dem großen Empfangssaal funkelte es von Edelsteinen. Aber die Sonne war noch nicht aufgegangen: die Kaiserin war noch nicht erschienen.  
 Doch jetzt öffneten sich die hohen Flügelthüren, der Oberhofmarschall mit seinem goldenen Stabe erschien auf der Schwelle und unter dem feierlichen Schweigen aller Anwesenden sprach er mit sonorer Stimme: „Ihre Majestät, die Czarina!“  
 Nun trat er zurück, und paarweise schritten zwölf Pagen in prächtigen Gewändern von Sammet und Seide, das Barret mit langen, weißen Straußenfedern geschmückt, in den Saal, dann kamen die Palaſtdamen und die Hausbeamten des Hofes, und nachdem sie sich zu beiden Seiten der Thür aufgestellt, erschien auf der Schwelle die Kaiserin. Sie war im russischen Nationalcostüm von grünem Sammet mit Nobel reich verbrämt, auf dem Kopf die russische Haube mit der Reihersfeder und über der Stirn ein Diadem von einer Schönheit und einem Feuer, daß es schien, als hätten Sterne sich herniedergeneigt auf das Haupt der Czarina. Ihr zur Seite ging Drlow in der Feldmarschalls-Uniform, die Brust reich geschmückt mit Orden, der allmächtige Günstling der mächtigen Kaiserin.  
 Die Kaiserin war ganz Anmuth und Herablassung, und das Lächeln, mit welchem sie ihre Gäste begrüßte, war das gnädigste. Zu dem Saal angelangt, wo die prächtig geschmückte Tafel stand, und Musik sie empfing, ließ die Kaiserin an der Seite Drlows sich nieder; ihr gegenüber der österreichische Gesandte, Graf Kobenzl.  
 „Sie sehen, mein lieber Graf,“ sagte Katharina lächelnd zu letzterem, „es ist an meinem Hofe Mandes anders, als an dem Ihrigen. Ich liebe es, inmitten meiner Gäste zu speisen.“  
 Nachdem die ersten Gänge des Diners vorüber waren, hob die Kaiserin den Blick zum Chor empor, von welchem die Musik während jeden Ganges ihre Klänge hatte ertönen lassen. Sie schien Jemand zu suchen und nicht zu finden. Darauf winkte sie den Oberceremonienmeister zu sich heran.  
 „Geben Sie Befehl, daß die Signora jetzt vortrete und singe!“  
 „Ihre Majestät,“ lautete die verlegene Antwort, „die Signora Gabrieli ist noch nicht erschienen!“  
 „Wie?“ sagte die Kaiserin, „die Signora ist noch nicht erschienen? Hast Du ihr denn nicht meinen Befehl überbracht, Graf Drlow?“  
 „Gewiß!“ erwiderte dieser, „ich habe ihr Deinen Befehl überbracht und genau die Stunde angegeben, in welcher sie erscheinen soll!“  
 „Und dennoch ist sie nicht hier? Was hat sie Dir denn geantwortet?“  
 „Nun,“ rief der Graf laut lachend, „ich bitte meine Kaiserin, zu gestatten, daß ich das nicht wiederhole!“  
 „Sie hat sich geweigert?“ rief die Czarina mit grollendem Ton.  
 „Wie man's nehmen will! Sie hat mir gesagt, sie wäre von Ihrer Majestät nur dafür bezahlt, zweimal in der Woche in der Oper zu singen!“  
 „Ah, sie fürchtete also, daß sie heute umsonst singen sollte!“ sagte Katharina spöttlich lächelnd, indem sie den Kammerherrn du jour zu sich heranwinkte. „Geh! Augenblicklich zur Signora Gabrieli, sage ihr, daß sie sogleich hier erscheinen soll und daß sie hundert Ducaten empfangen wird für ihr Singen! Geh! und eile Dich!“  
 Der Kammerherr flog von dannen, und das Diner nahm seinen Fortgang. Kaum eine halbe Stunde war vergangen, da erschien der Kammerherr wieder und näherte sich mit ganz erhitztem, verstörtem Gesicht der Kaiserin.  
 „Nun, ist die Gabrieli da?“ fragte sie hastig.  
 „Majestät, Signora Gabrieli läßt sich entschuldigen.“  
 „Läßt sich entschuldigen!“ wiederholte die Kaiserin. „Was heißt das, wo ist sie?“  
 „Majestät, die Signora lag auf dem Divan und las. Ich hatte die Ehre, den Befehl der Kaiserin auszurufen, und —“  
 „Nun, was stochst Du? Sage mir weiter, was sich begeben hat! Du wiederholtest ihr meinen Befehl, hierher zu kommen, und die Signora?“  
 „Die Signora — ich bitte um Vergebung, Majestät, aber da mir befohlen ist, die Wahrheit zu sagen, so muß ich bekennen, die Signora lachte hell auf. „Ich bin bei einer so angenehmen Lectüre, daß ich nicht daran denke, mich hören zu lassen, überdies habe ich schon dinirt, kann also an dem Diner der Kaiserin nicht mehr theilnehmen, sagen Sie ihr das!““  
 Ein Gemurmel des Entsetzens ging rings um die Tafel, nur Drlow lachte laut und legte leise seinen Arm auf den der Kaiserin.

„Du siehst, Katharina, es ist, wie ich Dir sagte. Diese Sängerin ist vielleicht auf der Bühne eine große Künstlerin, außer der Bühne aber eine vollendete Narrin! Du darfst also nicht mit ihr rechten und zürnen!“  
 „Und wahrlich, ich thu's auch nicht!“ sagte Katharina mit hoheitsvoller Miene, „ich zürne nicht. Ich will nur, daß Jeder, der in meinem Reiche sich befindet, auch meinem Befehle gerecht werde. Die Signora muß erscheinen, ich will es! Gehe Du, Drlow, und künde es ihr selbst!“  
 „Ich?“ fragte Drlow. „Deine Majestät hat vorher mir die Erfüllung einer Bitte verheißen, die ich an Dich richten wollte! Nun aber bitt' ich Dich um die einzige Gnade, verschone mich damit, zur Signora zu gehen! Ich hoffe, daß Niemand an meinem Muth, meiner Entschlossenheit zweifelt, aber ich bekenne in aller Demuth, ich fürchte die wilden Ragen, und die Signora ist eine wilde Kage!“  
 Die Kaiserin lachte hell auf. „Du hast Recht, aber wir werden sie schon zu zähmen wissen!“ Sie wandte sich wieder an den Kammerherrn. „Gehe zum zweiten Male zur Signora und sage ihr, ich ließe bei meinem Zorn ihr Befehlen, sofort hier zu erscheinen. Und kommt sie nicht in Gutem, so sollst Du sie mit Gewalt hierher führen!“  
 Wieder verschwand der Kammerherr, und wieder ließ die Musik ihre fröhlichen Weisen ertönen, aber eine Wolke lag auf der Stirn der Kaiserin, die Scherze Drlows zerstreuten sie nicht mehr, und ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt.  
 „Was ist meine Kaiserin auf einmal so ernst?“ flüsterte Drlow.  
 Sie schaute ihn mit zärtlichem Blicke an. „Fürchte Nichts, Gregor, es wird vorübergehen. Wie aber, wenn diese Sängerin es wagen sollte, mir ferner zu trogen, und nicht erscheine?“  
 „Sie wird es nicht wagen, sondern kommen! Da ist ja auch schon die Antwort.“  
 „Nun?“ sagte die Kaiserin zum Kammerherrn, „ist sie da?“  
 „Majestät, es schien Anfangs unmöglich, einzudringen! Die Signora hatte alle Thüren verschlossen und verriegelt, und an der Hauptthür stand ihr Secretär und erklärte, daß Signora unwohl sei und sich zu Bett begeben habe, und daß Niemand bei ihr eintreten dürfe. Ich bestand darauf im Namen Ew. Majestät, der Mensch aber wagte, mir zu trogen und zu erwiedern, daß im Hause der Signora die Macht der Kaiserin von Rußland aufhöre, denn sie stehe unter österreichischem Schutze, und Fürst Kaunitz, der Reichskanzler von Oesterreich, habe ihr die Rechte einer österreichischen Unterthanin zuertheilt! Außerdem wäre sie eine freie Künstlerin und zu Nichts weiter verpflichtet, als zweimal in der Woche in der Oper zu singen!“  
 „Und Du begnügtest Dich mit der Antwort?“ sagte die Czarina aufbrausend.  
 „Ich begehrte, die Antwort aus dem Munde der Signora selber zu empfangen,“ erwiderte der Kammerherr, „und meinen Bemühungen gelang es endlich, dies zu erreichen. Der Secretär führte mich in das Gemach, wo die Signora ruhig, wie vorher, auf dem Divan lag und las. Ich trat zu ihr heran und verkündete ihr im Namen der Czarina, daß sie sofort sich zu erheben und mir zu folgen habe, und daß ich im Weigerungsfalle meine Diener herbeiholen würde, damit sie mit Gewalt die widerspenstige Sängerin hierher brächten.“  
 „Nun? Und stand sie auf?“  
 „Ja, sie stand auf,“ erwiderte der Kammerherr, „aber nicht, um mir zu folgen, sondern,“ fuhr er zögernd fort, „auf die eine stark geröthete Wange deutend, „sondern um mir diese Antwort zu geben!“  
 Die Kaiserin lachte laut auf. „Diese Antwort! Das heißt in Worte übersezt, eine Ohrfeige!“  
 „Ja, Majestät, eine Ohrfeige, wie ich sie in meinem Leben noch nicht erhalten,“ erwiderte der Kammerherr mit so kläglichem Miene, daß die Kaiserin zum zweiten Male lachte, und Graf Drlow laut und hell mit einstimmte und damit das Zeichen gab für die anderen Gäste, den fröhlichen Chor zu bilden.  
 „Das ist ein so kostbarer Spaß, daß ich diesmal der Signora verzeihe, um des Vergnügens willen, das sie mir gemacht! Denn darin hat sie Recht, sie ist nicht meine Unterthanin und sie ist nur zum Singen in der Oper verpflichtet; auch darin hat sie Recht, sie steht unter österreichischem Schutze! Ich entsinne mich, daß mir Gelagin ein Schreiben vom Fürsten Staatskanzler übergab, in welchem er mir die Signora als österreichische Unterthanin empfiehlt. Ist es nicht so, Graf Kobenzl?“  
 „Ja, Majestät, zu Befehl, auch ich habe ein solches Schreiben vom Fürsten Staatskanzler erhalten, und da die Signora nach dem Willen des Staatskanzlers österreichische Unterthanin geworden, so steht mir die Pflicht zu, ein Wort der Bitte für die Sängerin einzulegen die allerdings schwer sich vergangen hat, aber welche ich doch Eurer Majestät Gnade empfehle.“  
 „Es ist genug,“ sagte Katharina, „wir haben schon zu viel von dieser überlästigen Person gesprochen! Es soll damit ein Ende sein, nur möchte ich ihr gerathen haben, daß sie heute Abend ihren Verpflichtungen nachkommt und singt! Geh, Alexis, sage dieser widerspenstigen Person, daß ich heute in der Oper erscheinen werde, um mich zu überzeugen, ob die Signora so frank ist, daß sie meiner Einladung nicht folgen konnte. Doch jetzt, meine Gäste, jetzt mag das kleine Intermezzo vergessen sein!“ —  
 Aber die Signora Gabrieli hatte durchaus nicht die Absicht, dem strengen Befehle, welchen Werner ihr überbrachte, zu folgen, sie schüttelte stolz ihr Haupt und sagte zu ihm:  
 „Ich werde nicht singen, denn ich fühle mich in der That unwohl, und außerdem soll diese Kaiserin von mir lernen, daß sie trotz aller ihrer Macht den freien Menschenwillen nicht zu beugen vermag! Gehen Sie, Werner, sagen Sie dem Operndirector, daß Signora Gabrieli heut nicht singen kann, weil sie nicht disponirt ist.“  
 „Aber, Signora, das wird nicht genügen, man wird den Theaterarzt senden, und der wird den Krankheitszustand der Signora constatiren müssen!“  
 „Und ich werde dem Theaterarzt dieselbe Antwort geben, die ich dem Kammerdiener der Kaiserin gegeben! Eine recht schlagende Antwort, wie mich dünkt!“ rief sie lachend, aber dann auf einmal verstummte sie und blickte ernst in das edle Angesicht Werners. „Sie sind nicht zufrieden mit mir! Aber sehen Sie, Werner, das italienische Blut walle in mir auf, da dieser Mensch es wagte, mich zu beleidigen mit seinem Befehle! Ich gab ihm Antwort, wie sie mein zorniges Herz gerade in meine Fingerspitzen gelegt hatte! Gehen Sie jetzt, Werner, und bringen Sie dem directeur des spectacles meine Nachricht. Ich bin krank, wirklich krank.“  
 „Es ist wahr!“ sagte Werner, mit einem seltsamen Blick sie

anschauend. „Ihre Wangen sind geröthet, und Ihre Augen glänzen feberhaft. Leiden Sie wirklich?“  
 „Ja, ich leide,“ sagte sie, das Haupt zurücklehrend in den Divan. „Aber was kümmert das Sie, Werner, was fragen Sie danach? Sie gingen mit mir, weil der Fürst es befohlen hat, Sie bleiben bei mir, weil der Fürst es wünscht! Doch berührt es Sie nicht, wenn ich Schmerzen empfinde, und wenn man mich demüthigt!“  
 „Es berührt mich wohl!“ erwiderte er ruhig und gehalten, „es berührt mich, wie jeden treuen Diener das Schicksal, das Wohl und Wehe seiner Herrschaft berührt! Aber ich darf mir keine andere Stellung anmaßen, ich habe nicht das Recht, meine Herrin, die Signora Gabrieli, zu vertheidigen gegen die Anmaßungen einer Kaiserin, und zudem bedarf es ja nur eines Winkes Ihrer Hand, um eine Schaar von Anbetern herbeizurufen, die —“  
 „Sie wissen, daß das nicht wahr ist,“ unterbrach sie ihn hastig, „Sie wissen, daß die Schaar meiner Anbeter bei einem Zorneswort der Kaiserin zusammenschrumpt zu einer Menge feiger Sklaven, die zitternd vor ihr das Knie beugen und nicht wagen, ein Wort der Rechtfertigung für mich zu sprechen! Nein, ich bin allein in diesem kalten Lande und ich will fort von hier um jeden Preis! Darum soll mir dieser Conflict willkommen sein! Man soll mich störrisch, widerspenstig finden! Was nützt mir alle Pracht und Herrlichkeit? Ich werfe sie von mir! Die Luft ist hier erstickend, ich fühle mich Sklavin und ich will und muß eine freie Künstlerin sein! Sagen Sie, ich sei krank und könne nicht singen!“  
 Sie winkte ihm hastig zu, hinaus zu gehen.  
 Aber als die Thür sich hinter ihm geschlossen, hob sie sich vom Divan empor und die Arme ausbreitend schaute sie unverwandten Blickes nach der Thür hin, als sehe sie noch die schlanke Gestalt des jungen Mannes mit dem edlen Angesicht und den seelenvollen Augen.  
 „Mein Gott,“ flüsterte sie leise, „mein Gott, ich liebe ihn, und er verachtet mich!“  
 [2650]

Ameisen-Huber.

Was ist Instinct? Wie unterscheidet er sich vom Verstand? Philosophen und Moralisten haben sich vergebens bemüht, diese Fragen genügend zu beantworten, und erst den Naturforschern ist es, mit Hilfe der Anatomie und Physiologie, gelungen, die Lösung uns näher zu rücken.  
 George Cuvier (geb. 1769 in Mömpelgard, gest. 1831 in Paris) war wohl der Erste, welcher Instinct und Verstand richtig unterschieden hat.  
 „Die Thiere besitzen —“ sagt er in der zweiten Auflage seines *Régne animal* (1829) — „eine Fähigkeit, die vom Verstand verschieden ist und Instinct heißt.“ Derselbe befähigt die Thiere zu Verrichtungen, welche sie selbstständig vollbringen, ohne sie an anderen gewahrt worden zu sein, Verrichtungen, welche sich von Generation zu Generation unverändert wiederholen. Das Thier weiß, ohne gelernt zu haben; es kommt mit seinem Wissen auf die Welt und ist darin so fasselt, daß es nie sich täuscht, selbst in den verwideltsten Fällen nie. Kleine Enten, die eine Henne ausgebrütet hat, laufen ohne Besinnen dem nächsten Teiche zu und stürzen sich, zum Entsetzen ihrer Pflegemutter, muthig ins Wasser. Das Eichhörnchen heimt Jagel- und Lambertsnüsse für den Winter ein, auch wenn es noch keinen Winter erlebt und dessen Beschrwerden noch nicht kennen gelernt hat. Der Schäfer- und der Hühnerhund erhalten so zu sagen in der Wiege schon das Verständniß für ihr Amt. Ein Vogel wird, wenn gleich er im Käfig geboren und erzogen worden, in Freiheit gesetzt, sein Nest genau so bauen, wie die Alten es ihrer Zeit gethan, auf der gleichen Baumart, aus den gleichen Stoffen, in der gleichen Form. Die Spinne webt ihr kunstvolles Netz, die Biene macht ihre Honigwabe — und doch bestanden sie keine Lehrzeit. Uebrigens ist auch der Mensch nicht ohne Instinct, nur sind bei ihm die Aeußerungen desselben schwieriger zu erkennen, weil sie gewöhnlich unter der Maske des Verstandes geschehen. Hinwieder sind auch die Thiere keineswegs ohne Verstand, doch dominirt er bei den Menschen, dahingegen der Instinct bei den Thieren.“  
 Einige Irrthümer in Einzelheiten abgerechnet, hat Cuvier die Grenze zwischen Instinct und Verstand sehr gut gezogen. Weiter aber ging er nicht. Er erklärte einfach, daß ursprünglich jede Gattung gerade soviel Instinct und soviel Verstand erhalten habe, als nöthig sei, um ihre Existenz bis ans Ende der Welt oder wenigstens bis zur nächsten Erdrevolution zu sichern. Die vernunftbegabten Wesen müssen sich eben mit ihren Fähigkeiten so gut als möglich behelfen. Die unvernünftigen bekommen als Ersatz eine Portion Instinct mit, der ihnen in der Welt weiter hilft. Und diese sonderbare Annahme einer gegenseitigen Compensation zwischen den instinctiven Fähigkeiten und dem Verstande hat Cuvier irre geführt, sie paßte wohl in sein System, entspricht aber nicht den Thatfachen. Von allen Thieren zeigen die Insecten unbestreitbar den entwickeltesten Instinct. Das weiche Gespinnst der Seidenraupe, das Gehäuse der Wespe beweisen einen außerordentlichen Instinct; kurz, man möchte sagen, das ganze Insect sei Instinct. Nach der Annahme Cuviers also müßte das Insect nur sehr wenig Verstand besitzen. Wie wir aber sehen werden, ist gerade das Gegentheil der Fall.  
 Cuvier kannte die Insecten nicht gründlich und stellte sie unter die Mollusken.  
 Wir wiederholen: von allen Thieren besitzen die Insecten zweifelsohne den entwickeltesten Instinct; weder die Vögel mit ihren Nestern, noch die Fiber mit ihren Wasserbauten kommen ihnen gleich. Unter den Insecten hinwieder muß man die höchste Bethätigung des Instincts den Ameisen zugethehen, mehr sogar, als den Bienen. Die Einsicht in das Leben der Ameisen verdanken wir einem Schweizer, Pierre Huber aus Genf. Sein Buch über die Ameisen ist die Krone der vielen werthvollen Studien eines Jahrhunderts über die Insecten. Eine Dame begann 1705 den Reigen: Fräulein Sibylle von Merian durchschiffte weite Meere, sie machte die Fahrt nach Surinam, um die Raupen der Tropengegend abzumalen; ihr folgten Réaumur, de Geer, Bonnet, welcher Tag und Nacht seinen lieben Blattparasten widmete. Vonher bringt sein Leben darüber zu, die Anatomie der Weidenraupe in Wort und Bild darzustellen. Begeisterung für die Sache schafft Wunder: Franz Huber, der Vater des Ameisenmannes, weiß, obwohl blind, wunderbare Entdeckungen im Dunkel der Bienenkörbe zu machen, der Sohn, Pierre Huber, dagegen ver-



gibt sich und die Welt in Gesellschaft der Ameisen, die er studirt. Kings um ihn tobt der Krieg, doch Nichts von drauſen dringt bis zu ihm.

Pierre Huber beobachtet und experimentirt mit ſeltnem Scharſinn. Keine Thatſache entgeht ihm: er mag ſie falſch erklären und auslegen, aber geſehen hat er ſie richtig. Noch keiner ſeiner Beobachtungen iſt bis heute widerſprochen worden, ſeine Experimente ſind Muſter der Sorgfalt und Geduld geblieben. Er hatte ſeinen Garten, die Terraffe ſeines Hauſes, ſein Arbeitszimmer, ſeine Tiſche mit Ameiſen bevölkert, indem er überall eine Art Bienenkörbe aufſtellte. Und damit dieſe neue Wohnung den Ameiſen ja geſiehe und ihnen nicht das Arbeiten verleihe, machte er Regen und ſchönes Wetter, indem er, um erſteren hervor zu bringen, Stunden lang mit der Hand über eine naſſe Bürſte ſtrich.

Seit langem ſchon brütet er über einem beſtimmten Experiment: nämlich, auf dem Fußboden ſeines Zimmers zwei Ameiſenhäufen zum Kampf zu bringen. Er zaudert, er trägt Bedenken, den casus belli, der das Signal zum Gemetzel ſein wird, herauf zu beſchreiben. „Ich überlegte lange,“ erzählt er uns, „und entſchied mich nie, weil ich meine Gefangenen ſchließlich lieb gewonnen hatte.“ Das erinnert an ein Wort Réaumur's, da er von der Schnelligkeit erzählt, mit der die Drohnen ihr Moosneſt neu herrichten, wenn man es zur Unterſuchung ihres Innern geöffnet hat. „Wenn das Moos,“ ſagt er, „nicht all zu weit von dem Neſte geworfen wurde, wie man ja zu thun pflegt, auch ohne zu bedenken, daß man es thun muß, um den Thieren eine Mühe zu erſparen, ſo machen ſich die Drohnen alſobald ans Werk, das Moos wieder an ſeine frühere Stelle zu ſchaffen.“ Um den Thieren eine Mühe zu erſparen! Ach ja, das achtzehnte Jahrhundert liebte die Natur. Die Entomologen von heute ſtudiren die Ameiſenhäufen mit der Schaufel in der Hand, und ein Schlag mit der Hacke koſtet ihnen nicht die geringſte Ueberwindung. Freilich, das Schauſpiel entſchuldigt einigermaßen den Vandalismus. Wenn ein Ameiſenhäufen, und zwar einer, welcher der formica fusca (der ſchwarzgrauen Ameiſe) zum Wohnſitz dient, mit dem Grabſcheit aufgeworfen wird, ſo gewahrt man unter dem Hügel ein Labyrinth von niedrigen Sälen, Kammern und Gängen, welches ſich in die Erde hinab erſtreckt und zu geräumigen Zellen führt, letztere angefüllt mit den Puppen in ihren Cocons und mit beinahe noch ebenſo unbeweglichen Larven. Jene Ameiſe, die geht und kommt, viel größer, als die übrigen, iſt ein Weibchen, es legt Eier, einige Arbeitsameiſen nehmen dieſelben und legen ſie in kleine Häuſen. Die ankriechende Brut würde ohne die Arbeitsameiſen zu Grunde gehen, denn ſie verſieht nur den Kopf ein wenig zu heben, um anzuzeigen, daß ſie freſſen wolle; eine Arbeitsameiſe nähert ſich ihnen dann und bringt zwiſchen ihre Kimmladen den nährenden Saft, den ſie auf dem Felde geſammelt hat. Dann kommt die Stunde, in der die Kleinen an die Sonne getragen werden müſſen, jene Guten alſo nehmen ſie auf und legen ſie oben vor den Hügel hin. Wenn die Hitze zu groß iſt, oder wenn es regnet, trägt man ſie wieder ins Haus zurück. Wann die Zeit der Metamorphoſe gekommen, ſpinnet die Larve ſich in einen Cocon ein, aus dem ſie ohne Beihilfe aber nicht wieder ſich herausfinden würde. Da iſt es die Aufgabe der Arbeitsameiſen, ſie zu befreien; ſie zerreißen das Geſpinnſt, zerbrechen die Schale und machen das hilflose Thierchen von ſeinen Banden los. Dann aber tragen ſie die leeren Cocons in eine entferntere Zelle. Was Arbeitsameiſen ſind, machen früh ſich nützlich. Die Ausbeſſerung und Erhaltung des Hügels im Innern, die Beſchaffung des Materials, die Jagd auf Blattkäfer u. ſ. w. beginnt ſofort.

Am Nachmittag des 17. Juni 1804 war es, einem denkwürdigen Tage für die Biologie, als Pierre Huber eine neue Entdeckung machte. Er ging in der Umgegend von Genf ſpazieren, zwiſchen vier und fünf Uhr Nachmittags, als er plötzlich einen Zug großer rother Ameiſen quer über den Weg marſchiren ſah, in beſter Ordnung, 3—4 Zoll in der Breite, 8—10 Fuß in der Länge einnehmend. Das Heer hatte ein beſtimmtes Ziel: den Bau einer ſchwarzgrauen Ameiſenart, der etwa zwanzig Schritte von einer Hecke in hohen Kräutern verſteckt lag. Der Weg durch letztere machte ihnen augenſcheinlich — Huber war ihnen, wie man denken kann, alſobald gefolgt — große Schwierigkeiten, dennoch ließen ſie nicht ab und kamen endlich an Ort und Stelle. Mehrere von den Schwarzgrauen ſaßen um ihren Hügel herum; ſobald ſie aber den Feind gewahrten, ſtürzten ſie ſich auf ihn, während andere in das Innere Meldung von dem Ueberfall machten. Die Belagerten kamen nun in Maſſe heraus. Die Angreifer drangen vor, und nach einem ſehr kurzen, aber auch ſehr lebhaften Kampfe zogen die Schwarzgrauen in ihre Schlupfwinkel ſich zurück. Ein Theil der feindlichen Armee folgt ihnen auf dem Fuße durch die Deſſnung, während andere von den Seiten aus ſich durch die Erde wühlen und einzudringen ſuchen. Es gelingt, und nun wird Breſche in die belagerte Stadt geſchoſſen. Huber hatte ſchon oft mörderiſche Schlachten zwiſchen Ameiſen beobachtet; er glaubte alſo, daß in den unterirdiſchen Gängen jetzt ein allgemeines Gemetzel ſtattfände. Doch zu ſeinem Staunen kamen nach drei oder vier Minuten ſchon die Feinde eilig wieder heraus, und zwar jeder mit einer Larve oder Puppe der beſiegten Nation zwiſchen den Kiefern! Sie marſchirten genau wieder den Weg zurück, den ſie gekommen waren, überſtiegen die Hecke, krenzten die Straße an derſelben Stelle wie vorher und ſchwenkten dann, natürlich immer mit ihrer Beute, ſeitwärts in das hohe Getreidefeld, wofin ihnen der biedere, das fremde Eigenthum reſpectirende Genfer Bürger nicht zu folgen ſich erlaubte.

Dieſer denkwürdige Raubzug ſetzte Huber in gerechtes Erſtaunen. Er forſchte nach und entdeckte zu ſeiner großen Ueberaſchung, daß gewiſſe Ameiſenhäufen gemeinſchaftlich von zwei Ameiſenarten bewohnt wurden, welche zwei Kaſten bildeten. Er nannte die Einen „Amazonen“, gemäß ihres kriegeriſchen Charakters, die Anderen „Wirthſchafterinnen.“ Die Amazonen arbeiten nicht: ihre Lebensaufgabe iſt Kampf, der Raub der Larven und Puppen. Bei Sonnenuntergang ziehen ſie aus zum Kriege gegen die arbeitſamen und friedfertigen Arten in der Nachbarſchaft. Die Wirthſchafterinnen dagegen beſchäftigen ſich mit den inneren Angelegenheiten, ſie erhalten und beſorgen das Haus. Sie allein öffnen und ſchließen Morgens und Abends die Eingänge des Ameiſenhauſes; ſie ſorgen für den Proviant und nähren alle Welt, ſelbſt die Amazonen, die nur im Kriege nicht träge; ſie erziehen mit gleicher Sorgfalt die Larven der Amazonen wie die geſtopfenen; ſie allein endlich berathen die materiellen Intereſſen des Gemeinweſens, die nothwendigen Vergrößerungen oder die Dringlichkeit einer Auswanderung und die paſſende Gegend. Huber erfuhr einen Fall, welcher auf das klarſte die absolute Abhängigkeit der Amazonen von ihren Kameraden darthut. Er that in ein gläſernes Gefäß, deſſen Boden mit

Erde bedeckt war, dreißig Amazonen nebst einer Anzahl Larven und Puppen, ſowohl von ihrer eigenen Art, wie von den Wirthſchafterinnen. Ein wenig Honig im Winkel verproviantirte die Colonie. Anfangs ſchienen die Amazonen auf die Larven einige Aufmerkſamkeit zu verwenden, ſie trugen ſie dort und da hin, ließen ſie aber gar bald liegen. Wißten ſie doch nicht einmal ſich ſelbſt zu ernähren; nach einigen Tagen waren einige bereits, Angeſichts des Honigs, verhungert, alle aber waren matt und kraftlos; ſie hatten ſich nicht eine Zelle gebaut. „Ich hatte Mitleid mit ihnen,“ erzählt Huber. Er ſetzte eine Wirthſchafterin in das Gefäß, und dieſe allein ſtellte die Ordnung wieder her, machte eine Höhlung in die Erde, that die Larven hinein, half mehreren Puppen von beiderlei Arten, welche ſich zu entpuppen bereit waren, aus dem Geſpinnſte und nährte das Leben denjenigen Amazonen, welche noch athmeten.

Dieſe wenigen Beiſpiele ſprechen zur Genüge für den hohen Grad ſowohl von Inſtinct wie Intelligenz, deſſen Thiere fähig ſind. Huber konnte ſeiner Zeit nicht richtig unterſcheiden, was von ſeinen Beobachtungen auf Inſtinct und was auf Verſtand ſich zurückführen läßt. Offenbar aber ſind beide Fähigkeiten faſt in jedem Augenblicke thätig. Die Errichtung eines Ameiſenhauſens z. B. iſt Sache des Inſtincts, die Auswahl und Verwendung der verſchiedenen Stoffe dagegen Sache des Verſtandes. Tauſend Züge verrathen den Gedanken, der begreift, erwägt, will und handelt. Wir können z. B. folgende Thatſache citiren: eine Schaar Ameiſen ſchleppt mühsam einen Waſtkäferſtück in ihre Behauſung. Die Deſſnung derſelben aber iſt zu klein, als daß der Flügel hindurch könnte. Die Arbeitsameiſen laſſen ihn einen Augenblick liegen, reißen ein Stück des Erdreichs weg und beginnen dann ihre Verſuche von neuem. Die Einen ſchieben von außen, die Anderen ziehen von innen: vergebliche Mühe! Die reiche Beute kann noch immer nicht in Sicherheit gebracht werden. So läßt man ſie abermals liegen, macht die Lücke noch größer, und endlich gleitet der Flügel in die Höhle, wo man vielleicht zehn Wände noch durchbrechen muß, um ihn am paſſenden Orte zu bergen. Sowie er aber den Eingang paſſirt hat, machen ſich die Ameiſen daran, das Erdreich wieder aufzuſchütten und den Eingang wie vorher herzuſtellen.

Die geſellſchaftlichen Bethätigungen der Thiere höherer Gattung ſind uns leider noch zu wenig bekannt. Wir wiſſen z. B. nur den kleinſten Theil von dem, was in einem Wiberbau vorgeht. Was nun die Inſecten weiter anlangt, ſo bezweifeln die Zoologen es heutzutage nicht im Geringſten mehr, daß die Angehörigen einer jeden Gattung ſich untereinander in einer Sprache verſtändigen, deren Organe uns freilich entgehen. Blanchard ſagt von der Ameiſe: „Sie hat ihre Gedanken und theilt ſie mit.“ Aber eine ſeltſame Geſchichte vom Goldkäfer zeigt das noch deutlicher. Das Weibchen legt, wie man weiß, ſeine Eier auf ein Klümpchen Dünger, die Nahrung der künftigen Larve. Es handelt ſich nun darum, dieſes Klümpchen an einen paſſenden Ort zu bringen, wo es vergraben werden kann. Das Thierchen bemüht ſich mit allen Kräften, dieſes möglich zu machen; es arbeitet mit Kopf und Füßen, ſchiebt und zieht, einmal ſo, einmal ſo — dennoch gelingt es ihm nicht oder wenigſtens nicht nach Wunsch. Zulezt ſcheint es der Sache müde zu werden und ſie aufzugeben; es fliegt davon. Aber man warte nur ein paar Minuten, und der Käfer kommt wieder, dieſesmal jedoch nicht allein, ſondern mit drei, vier, fünf Kameraden, und ihren vereinten Kräften dann gelingt das Werk. Was nun hat der Goldkäfer ſeinen Genossen geſagt? Wie machte er ſich ihnen verſtändlich? wie bewirkte er, daß ſie mitkamen? Niemand kann darauf Antwort geben, aber Jedermann iſt es ſonnenklar, daß das Inſect demzufolge denkt, urtheilt, will — vielleicht auch ſpricht, eine Sprache, deren Laute und Organe wir freilich nicht verſtehen.

### Die Muſik der Farben und Düfte.

Eines Abends im Theater, während die Zwischenacts-Muſik das Publikum zu unterhalten verſuchte, alſo in einer Pauſe, die Jedem nach Belieben zu ſitzen oder zu ſtehen geſtattet, bat im geſüllten Parquet ein Herr ſeinen Vordermann auf das höflichſte, den Hut abzunehmen, worauf der Vordermann ebenſo höflich die Antwort gab, er würde das längſt gethan haben, hätte er vermuthen können, daß der Herr die Muſik zu ſehen begehrte. Mag die Anekdote nun wahr oder nur ben trovato ſein — eine Muſik gibt es, die man ſieht, Harmonien für das Auge, eine Muſik nämlich von Farben, welche ſo zu ſagen in rhythmischem Wechſel erſcheinen und verſchwinden, wie es bei der Instrumentalmuſik die Töne thun.

Jedem iſt es geläufig, daß es eine Aeſthetik der Farbenharmonien und -Contraste gibt, deren Nichtbeachtung von Seiten geſchmackloſer Perſonen peinliches Mißbehagen erzeugen kann. Es ließe ſich daher gar wohl eine Art Farbenclavier denken, deſſen Wirkung auf unſere Sinne ganz der entſprechen würde, welche ein gewöhnliches Clavier ausübt.

Freilich iſt unſer Ohr durch lange Gewohnheit und ſtete Uebung für die Melodie und Harmonie des Schalls, der Töne weit empfänglicher und empfindlicher geworden, als unſer Auge es für die künſtleriſche Wirkungsfähigkeit der Farben iſt, und ganz gewiß finden wir eher zehn oder zwanzig Perſonen, die in einem populären Muſikſtück eine falſche Note heraushören, als wie eine einzige ſind, die in der Nebeneinanderſtellung zweier beſtimmten Farben einen Mißklang herauſfühlt. Tagtäglich hören wir auf den Straßen Vieder und Opernſcenen leidlich correct geſungen oder geppiſſen von Leuten, die an das geringſte Studium der Muſik auch nie entfernt gedacht haben. Dagegen ſehen wir tagtäglich auch rings um uns an Kleidern und Möbeln, außer und in den Häuſern ſchreiende Ungereimtheiten und Mißgriffe in der Farbenwahl, z. B. Grün und Blau in dichtſter Nachbarſchaft oder froſtige Farben in Zimmern, die gegen Norden liegen, und Roth oder Gelb, das in der Sonne die Augen übergehen läßt, in ſüdwärts belegenen Räumen.

Dieſen Thatſachen zufolge dürfte freilich die Muſik der Farben noch lange nicht in dem Grade Gemeingut werden, wie im Lauf der Jahrhunderte die Muſik der Töne es geworden iſt. Das Wort Harmonie, bekanntlich aus dem Griechiſchen ſtammend, bedeutet urſprünglich Regelmäßigkeit und Symmetrie des Nach- und Nebeneinander und kann ebenſowohl auf andere Kunſtſchöpfungen, als auf Werke der Tonkunſt angewendet werden. Als man Harmonie einſeitig auf letztere bezog, ja, Harmonie für gleichbedeutend mit Muſik hielt, beſand man ſich im Irrthum, allerdings manchmal in einem ſehr poetiſchen.

Wir haben z. B. alle von einer „Muſik der Sphären“ ver-

nommen oder geſehen — jener ewig durch das Weltall tönenen Hymne des Sternreigens, welche wir armen Sterblichen nicht zu hören vermögen. Letzteres iſt freilich bedenklich, denn eine Muſik, die noch kein Sterblicher gehört, iſt eine Märchenmuſik, aber es iſt klar, daß jenes poetiſche Bild nur von der angenommenen Identität der Worte Muſik und Harmonie ſich ſchreibt und Nichts weiter andeuten will, als die Regelmäßigkeit der Bewegungen und die Symmetrie aller Theile des Weltſyſtems.

Doch nein, es iſt allerdings noch ein immigerer Zusammenhang zwiſchen den Erſcheinungen der Himmelskörper und der Muſik, ein Zusammenhang, den Pythagoras nachgewieſen hat. Nach Berechnung der relativen Größe der ſieben Planeten, an denen nach damaligen Begriffen unſer Sonnensyſtem beſtand, conſtruirte er ſieben Metallkugeln von deſelben relativen Größe, und indem er dieſe nun an einem Querſtabe mit ſieben Saiten deren verſchiedene Länge die ungleiche Entfernung der Planeten von der Sonne wiedergab, beſetzte, fand er, daß dieſe Saiten wenn gerührt, die ſieben Noten einer Octave angaben.

Nehmen wir alſo die „Muſik der Sphären“ im wörtlichen Sinne, ſo kann die Phraſe, obgleich ſie nachmals zu völlig anderer Bedeutung gelangte, urſprünglich auf jenes intereſſante Experiment und ſein ſeltſames Reſultat zurückzuführen ſein.

Aber wir finden in der geſammten Außenwelt Analogie hierzu in unerſchöpflicher Menge. Mit den Farben und Düften — beſonders denen der Blumen — verbindet ſich eine kleine Menge geheimnißvoller Vorſtellungen, die ſich durch Worte kaum erklären laſſen und ſelbſt, wenn ſie ſich erklären ließen, für die große Menge doch leere Träumereien bleiben würden. Nur denen ſind ſie verſtändlich, die ein äſthetiſch gebildetes Auge haben. Auf die Einbildungskraft ſolcher Perſonen wirken die Farben ſo ſtark, daß ſie nur dieſe oder jene beſtimmte Farbe eine Zeit lang anzuhängen brauchen, um ſofort in ſich eine Reihe neuer Empfindungen zu erwecken. Ja, die Farben ſind Muſik fürs Auge, können ebenſo durch Harmonien, Contraste, Halböne wirken, wie die kunſtvoll combinirten Klänge. So kann die Decoration eines Ballſaals ſo charakteriſtiſch ſein wie Tanzmuſik, und zwiſchen dem bunten Glasfenſter einer Kathedrale und hehrem Orgelklang läßt ſich wohl eine Parallele finden. In freier Natur gibt es Harmonien, effectvoller, als die kunſtreichſte Muſik, Harmonien, welche auf alle Sinne zugleich wirken. In demſelben Augenblicke, da in unſer Ohr das liebe Geräuſch des Sommerwindes, der in den Blättern ſpielt, ſich ſchmeichelt, vernehmen wir auch das Schern des Quells und das Summen der Käfer, und in deſſelben Secunde vernimmt ſich unſer Auge an dem Smaragd der Wälder und Bäume, dem Amethyſt der Weiſchen, den topaſfarbenen Flügeln der Bienen; und im ſelben Augenblicke auch athmen wir die Fülle von Düften, welche die Sonne den Blumen entlockt und der Wind mit ſich auf ſeine Schwingen nimmt.

Mit Worten kann man die Harmonie der Töne und Farben nie ganz und erſchöpfend wiedergeben — ſonſt würde ja die Poefie des Tons und der Farbe überflüſſig ſein. Dennoch wollen wir einige Analogieen verſuchen, obgleich der perſönliche Geſchmack in Manchem anders entſcheiden wird. So deutet Hochroth auf präſtlicheren Glanz, Purpur aber auf Hoheit und Würde, was wandt mit jener ſchweremüthigen Ruhe und Verſchloſſenheit, der ſich beſtändig Schmerz gemildert hat. In Roſenfarbe, Blau leuchtet die fröhliche Sorgloſigkeit, leuchtet jugendlicher Schwung, Vila iſt die Farbe ſüßer Melancholie, das Lächeln unter Tränen“ einer glücklichen Liebe. Blau iſt Vertrauen und Hoffen ruhiges und freundiges Genügen, durch Zweifel und Furcht nicht geſtört. Gelb iſt der Herold des uneingeſchränkten Gemüths lächelnder Schönheit und von Reichthum genährten Frohſinns. Grau iſt wie dumpfe Trauer und Herzenskneifer. Grün ſymboliſirt dieſe edle Schwermüth, die dem Genius eigen.

### M o c o c o.

Von Karl Frenzel.

Es war in der zehnten Abendſtunde. Noch nicht lange war Mademoiſelle Marie Gauſſin, die liebenswürdige Schauſpielerin der Comédie française, aus dem Theater in ihre Wohnung zurückgekehrt. Mit entzückender Annuth, unter dem lauten Beifall der Zuſchauer hatte ſie an dieſem Abend in Voltaire's Luſtſpiel „Nanine,“ das in dieſem Herbst zu den Neuigkeiten gehört die Hauptrolle geſpielt. „Nanine oder das beſiegte Vorurtheil“ iſt der Titel des Stückes, und die Handlung dreht ſich um die Liebe des Grafen Alban zu der liebenswürdigen, aber armen und niedern Stande geborenen Nanine. Jetzt, nachläſſig in ihrem Lehnſtuhl ruhend, mußte ſich Mademoiſelle Marie lachend fragen, daß ſie in Wirklichkeit ſich beinahe in Nanine's Lage beſand. Ihr zur Seite, zärtlich ihre Hand faſſend und noch zärtlicher ihr auffchauend, ſaß auf einem kleinen Sessel der junge Vicomte Marcel von Montjoye und ſprach ihr in leidenschaftlichen Worten drücken von. Ja, ſie hörte nicht Alles; der Triumph, den ſie auf der Bühne errungen, verwirrte ihr Köpſchen, und ſie wiegte kokett ihre kleinen Füße in den rothen Schuhen mit den hohen Abſätzen auf der gepolſterten Bank, auf der ſie ruheten, hin und her. Marcel hatte Voltaire's Komödie ergriffen und declamirte die Verſe des Grafen, in denen er Nanine das Geſtändniß ſeiner Liebe macht.

„Das ſteht nicht in der Rolle,“ unterbrach ihn jetzt ſchelmlich die Schauſpielerin. „Voltaire's Verſe ſind richtiger und weniger feurig. Sollten Sie zu all' den Vorzügen, die Sie beſitzen, theurer Marcel, auch noch den haben, ein Liebſting der Muſen zu ſein? So viel Gaben erregen meinen Neid und meine Eiferſucht.“

„Sie ſpotten, Marie! Sie wiſſen, daß Alles, was ich habe, was ich bin, zu Ihren Füßen liegt!“

In ſolchen Bethenerungen, in dem Getändel holder Worte und ſüßer Schwüre ging die Unterhaltung eine Weile hin; der junge Mann war unerſchöpflich in ſeinen Verſicherungen, in dem Ausdruck ſeiner Liebe, und Marie Gauſſin ebenſo reich an ſchwärzhaften Wendungen und anmüthigen Redereien.

Das zärtliche Paar ſaß in einem behaglich eingerichteten Zimmer, im Kamin brannte ein luſtiges Feuer; ein Schirm mit buntemaltem chineſiſchen Papier beſpannt ſchützte ſie vor dem Gluth, falls ſie unbefaglich werden ſollte; auf dem Geſims zwiſchen zwei diebſtäuchigen Porzellan-Vaſen ſtand eine Stuhlpflanze. Liebenden gerade gegenüber, aber ſie waren zu glücklich und ausschließlich mit ſich beſchäftigt, um auch nur flüchtig dem umhererblickenden und unermüthlichen Gang des Zeiters zu folgen. Sie ſaßen, wenn ſie aus den Wolken herabſchaute, würden ſie des Anblicks der Schönen und Glücklichen gefreut haben: ab-



nicht immer ist eine Freude der Sterblichen, was den Unsterblichen wohl gefällt. Welche Augen hätte der alte Graf von Montjoye gemacht, wäre ihm im Spiegel seines Bibliothekszimmers, in dem er gerade ein Buch über die Heldenthaten des Marschalls Villars im spanischen Erbfolgekrieg las, dies Bild erschienen! Nicht um zu den Füßen einer Schauspielerin die Zeit zu verträumen, hatte er seinen einzigen Sohn nach Paris gesandt. Verdrößlichen Sinnes, unmutig über die Wandlung oder, wie er sagte, die Verschlechterung der Zeit, hatte er sich längst nach seinen Gütern in Languedoc zurückgezogen: sein Sohn, der schöne, glänzende Marcel, erschien ihm geeigneter, den Namen und den Ruhm der Montjoye's am Hofe von Versailles zu vertreten.

Heute schrieb man den dreizehnten November des Jahres 1749, und der Vicomte verweilte gerade zwei Monate in Paris

— ein neunzehnjähriger, lebhafter und, was Alles jagen will, sterblich verliebter, phantastischer Jüngling, der in all diesen Tagen Nichts, als Mademoiselle Marie Gauffin in der Welt gesehen und mit vollen Jügen das Glück seiner jungen Freiheit und seines Reichthums genoß. Endlich war er den Belehungen des Hofmeisters und der strengen Aufsicht des Vaters entflohen. In dem Schloß der Langenweile in Languedoc hatte jede Stunde ihre Ordnung und ihr Geschäft gehabt: immer zur bestimmten Stunde setzten sich Vater und Sohn zu Tische, immer zur bestimmten Stunde machten sie einen Spazierritt; es pflegte am Morgen einen harten Verweis zu geben, wenn der Vater am Abend vorher das Licht in dem Gemach des Sohnes länger, als vorgeschrieben war, hatte brennen gesehen. Von alledem war nun keine Rede mehr! Die volle ganze Freiheit besaßte Marcel. Nach Laune konnte er kommen und gehen, essen und schlafen, fechten und reiten. Niemand durfte ihn zur Rechenschaft ziehen; zwei Diener, eine wohlgefüllte Börse, zwei prächtige Pferde standen ihm zur Verfügung, er wußte gar nicht, was er mit seinem Ueberfluß und seiner Unabhängigkeit beginnen sollte. Nur Eins hatte er sich fest gelobt, diese kostbare Freiheit nicht wieder aufzugeben. Er betrachtete darum den Beutel voll Briefe, die ihm der Vater an die Vettern und Tanten, an alte Gönner und Freunde zur Empfehlung mitgegeben hatte, mit heimlichem Unwillen, er merkte darin eben so viele listigen Fallen, die man ihm stellte, und statt die Schreiben zu überreichen, verschloß er sie in

den innersten Kasten seines Schrankes. Allein mit jungen Leuten, seinen Standesgenossen, die, eben wie er der Bucht ihrer Hofmeister entronnen, ein müßiggängerisches Leben in Paris führten, verkehrte er. Eine einzige Ausnahme hatte er, wenn auch mit Widerstreben, machen müssen: im Sommer hatte der Marquis von Noailles, der in erster Ehe eine Schwester des Grafen von Montjoye geheiratet, denselben besucht; Marcel konnte, in Paris angekommen, nicht umhin, sich ihm vorzustellen, schon aus Besorgniß, ihm einmal unerwartet zu begegnen. Er war überrascht, im Palaste des Marquis eine junge, reizende Dame zu finden: Noailles' Gemahlin. Die Frau Marquise schien für den etwas schüchternen, besangenen und listigen Landjunker, dessen dunkle feurige Augen eine ganz eigene stumme Beredsamkeit hatten, im ersten Blick eine besondere Theilnahme zu fassen. „Betrachten Sie mich wie eine rechte Tante,“ sagte sie lächelnd, „rechnen Sie auf all' meinen Einfluß, ich werde Ihnen Nichts verweigern.“ Marcel, über so viel entgegenkommende Güte beglückt, küßte der

Dame wiederholt die Hand: sie schieben in bester Freundschaft, und eine Weile setzte der junge Mann seine Besuche im Hôtel Noailles regelmäßig fort. Eine Weile — bis ihn der Zufall oder sein Stern in das Theater führte, wo er sein Herz an Mademoiselle Gauffin verlor. Er hatte sich in seiner Freiheit so stolz und sicher gefühlt und nun war er auf einmal der Liebe unterthan geworden. Viel strenger und ausschließlicher, als sein Vater beherrschte ihn der kleine, loje Gott. Aber Marcel fand diese Fesseln nicht drückend, im Gegentheil, es war ihm, als erführe sein Wesen in diesem Zauberbanne eine Erhöhung, sein Leben eine Erweiterung. Der Weg von der stillen Bewunderung der schönen Schauspielerin aus der Ferne bis zu der Bekanntschaft und einem vertrauten Umgang mit ihr machte sich leichter und schneller, als er am ersten Abend, wo er sie sah, geglaubt. Wenn

ihr vorschlug, mit dem Anbruch des Frühlings Paris zu verlassen und nach einer stillen, blumigen Einsamkeit zu flüchten: es war so drohlich, während der Novembersturm in den Straßen heute und an die schlecht schließenden Läden der Fenster schlug, ein Lustschloß im Frühlingsjonnenschein und Weichenduft zu bauen — in diesem Augenblick verkündigte die Uhr mit schnellen hastigen Schlägen die zehnte Stunde, und wie von einem plötzlichen Gedanken erfasst, als käme sie aus einem Zustand der Selbstvergessenheit zur Wirklichkeit zurück, legte Marie ihre kleine Hand dem Geliebten auf den Mund: „Schweigen Sie! Nur eine Minute, Marcel, schweigen Sie!“

Trotz des scherzhaften Tons, den sie ihrem Ausruf hatte geben wollen, klang Etwas wie Angst und Betroffenheit hindurch, so daß Marcel erstaunt zu ihr aufschaute. Sie wußte ihm nur

mit den Augen zu, sich still zu verhalten: ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen trat ein.

Nicht lange dauerte die Spannung: deutlich hörten beide dreimal hinter einander ein kurzes, durchdringendes Gelächter.

„Also doch!“ rief Marie, die blaß geworden war und, die Augen schließend, als wolle sie so den Anblick einer schrecklichen Erscheinung vermeiden, in ihren Lehnstuhl zurücktaumelnd.

„Was ist das?“ Marcel war aufgesprungen und hatte die Thür zu dem Nebengemach aufgerissen: aber es regte sich Nichts, Niemand war darin, und er wandte sich wieder an Marie, ob sie ihm diesen seltsamen Vorfall erklären könne.

„Ach, Marcel,“ fing sie an, „ich habe unrecht gehandelt, Ihnen ein Ereigniß zu verschweigen, das mich nun schon zum zweiten Mal erschreckt und gerade durch seine Wiederholung um so unheimlicher wirkt.“

„Wie? Dies Gelächter? Es hat sich schon einmal vernommen lassen? Ist es ein Zeichen?“ Und Etwas wie die Flamme der Eifersucht blühte in den Augen des Vicomte auf. Rasch entschlossen wollte er sich in das Nebenzimmer stürzen, als müßte er dort irgendwo versteckt seinen Nebenbuhler finden.

Marie ergriff seinen Arm. „Bleiben Sie, mein Freund, Ihr Zorn wie Ihr Furchen würden vergeblich sein; dies entsetzliche Lachen rührt — ich kann es nicht anders glauben — rührt... es ist ein Ruf aus der Geisterwelt!“

Während sie ihr Gesicht in den Händen verbarg, stand Marcel in der ersten Verwunderung wie erstarrt da. Von seiner Wärterin hatte er

wohl als Kind gehört, daß es in dem verfallenen Thurm des Schloßes, den sein Vater nicht wieder aufbauen lassen wollte, weil die Ruine dicht mit Eypheu überwachsen einen eigenthümlich schönen Anblick gewährte, nicht geheuer sei, und Gespenster dort ihr nächtiges Wesen trieben: aber daß er jemals selbst in so unmittelbare Berührung mit der jenseitigen Welt kommen würde, nicht im Traum war es ihm eingefallen. So glied er jetzt mit offenem Mund, sprachlos, mit starren Augen einer Salzsäule. Allmählig indessen kehrte ihm mit der Ueberlegung auch die gute Laune zurück. In diesem Zimmer sah es nicht nach Gespenstern aus. Da war Alles freundlich und zierlich, buntfarbig und von Lichtern hell, die Gespenster aber lieben die dunklen, düstern Orte, lange Corridore mit tiefen Schattten, Kirchhöfe, Alleen mit alten hohen Bäumen in erblindeten Goldrahmen, und, was das Wichtigste war, nur um Mitternacht dürfen sie sich zeigen.

Neben Mariens Lehnstuhl auf der Erde lag Voltaire's Komödie und das Blatt, das seine eigenen liebeglühenden Verse



Rococo. Zeichnung von Heinrich Lossow.

man ein französischer Edelmann ist, mit Marcel's Namen und Neuzerem, und die Goldstücke, die man ausgibt, nicht ängstlich zu zählen braucht, hat man in solchen Dingen keinen Grund zur Verzweiflung, einem schönen Mädchen gegenüber. Die Liebe des Vicomte erfuhr keine spröde Abweisung; seine romantische Schwärmerie hatte für Marie Gauffin nach manchem alltäglichen Abenteuer, wie sie einer Schauspielerin nicht erspart bleiben, sogar einen neuen, poetischen Reiz. Es umwehte sie wie der Duft des Waldes, der grünenden Wiesen im Frühling; statt der Jügen der Welt zeigte sich hier die Wahrheit der Natur, es war wie ein holdes Schäferspiel aus einem glücklichen Arkadien. Der Zauber des Geheimnisses gesellte sich hinzu: der Vicomte, der die Spöttereien seiner Freunde fürchtete, wie Marie, die ihre Gründe dafür haben mochte, suchten ihre Liebe den Augen der Neugierigen zu verbergen, und das Glück schien ihre Absicht zu begünstigen...

In diesem Augenblicke — Marie hatte lange geschwiegen und träumerisch den Zukunftsplänen des Jünglings gelauscht, der



enthielt; er hob beide lachend auf und sagte: „Marie, Sie ängstigen sich mit närrischen Einbildungen; ist es möglich, daß sich ein Gespenst in die Nähe des Herrn von Voltaire wagt?“

Und schmeichelnd zog er ihr die Hände vom Gesicht. „Ich bin bei Ihnen, Marie, Ihr Ritter, Ihr Geliebter, bereit, eine ganze Geisterwelt zu bekämpfen, wenn Sie es wünschen!“

„Sie sind gut, Marcel, gut, tapfer und treu! Ich hoffe, dies ist kein trauriges Vorzeichen für unsere Liebe!“

„Ach, Marie! Lassen Sie den Himmel oder die Hölle lachen, ich werde Sie immer lieben!“

Seine Versicherungen schienen sie zu beruhigen und ihr wieder Muth einzuflöschen. Draußen sauste der Sturm mit erneuter Heftigkeit, sie schmiegte sich inniger an ihn und erzählte: „Ich hätte Ihnen die Begebenheiten dieser letzten Tage nicht verbergen sollen, Marcel, denn es betrifft Sie ebenso nahe, wie mich, aber die Liebe ist selbstsüchtig und freut sich, wenn sie eine Sorge, einen Kummer auf sich allein nehmen und dem Geliebten ersparen kann. Das Geheimniß unserer Liebe, so sorgsam wir es gehütet, ist entdeckt.“

„Unmöglich! Wer kennt mich in Paris? Wer hätte Absicht oder Neigung, meine Wege zu erspähen?“

„Und doch muß es geschehen sein. Hören Sie nur! Vor sechs Tagen erhalte ich einen mit zitternder Hand geschriebenen Brief: er kam von einem Freunde, den ich seit Jahren aus den Augen verloren hatte, und der mich jetzt bat, an sein Sterbebett zu kommen. Zuerst überwogen Schrecken, Verwirrung und Bestürzung jedes andere Gefühl in mir. Ich liebe das Leben, und der Anblick des Todes ist mir verhaßt. Und dann — ich war mit jenem Manne nicht im Guten auseinander gegangen. Er hatte mich lange umschwärmt und mit seinen Liebesanträgen verfolgt. Bedauern Sie mich, Marcel! Eine arme Schauspielerin muß sich Kuldigungen gefallen lassen, die . . . Genug, er war mir zuletzt unerträglich geworden, und ich hatte ihm meine Schwelle verboten. Zuweilen sah ich ihn noch unerwartet hier und dort — in den Gängen des Theaters, vor meiner Hausthür, im Gewühl der Gasse. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß er mich bewache und belausche, daß er mich noch nicht ganz aufgegeben habe, aber er wagte doch nicht mehr, sich in meine Nähe zu drängen. Und auch in mir stumpfte sich die unangenehme Empfindung, unter einer geheimen Aussicht zu stehen, zuletzt ab. Ach, Marcel, die Welt ist nicht so harmlos und schön, wie Sie sich einbilden! Alle diese Gedanken bestürmten mich bei dem Lesen jenes Briefes. Doch war ein so rührender Ton darin, die letzte Bitte eines Sterbenden! Das Mitleid trug den Sieg über meine Abneigung und meine Bedenklichkeiten davon. Ich ging zu ihm. Wie bin ich bestraft worden! Er war bei voller Besinnung, mit großen, starren Augen sah er mich an. „Grausame, Treulose“, rief er mir zu, „dahin haben Sie mich gebracht, Sie haben mir das Herz gebrochen.“ Ich suchte seine Aufregung zu beschwichtigen, sanft duldete ich seine Vorwürfe. Plötzlich nannte er mit einem wilden Ausschrei Ihren Namen. Ich erblaßte, ich fuhr zusammen. „Ich weiß es wohl“, sagte er, „daß Sie ihn lieben, aber glauben Sie nicht, Ihres Glücks ungestraft zu genießen, aus der Welt des Grabes soll meine Stimme Sie erschrecken und Sie an Ihre Herzlosigkeit mahnen.“

„Aber das sind die Aeußerungen eines Wahnsinnigen,“ unterbrach sie Marcel.

„Dafür nahm ich sie auch und wollte gehen. Da ward die Thür geöffnet, eine vornehme Dame ruschte herein. „Die wird meine Rache vollführen,“ schrie der Kranke und fiel in seine Kissen zurück.“

„Eine vornehme Dame?“

„Sie maß mich mit hochmüthigem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Verachtung und ihren Groll gegen mich zu verbergen. Das Feinliche meiner Lage wurde mir zu drückend, mit einer kurzen Verneigung ging ich. Im Hause erfuhr ich, daß die Dame die Marquise von Noailles sei, und daß der Kranke in ihrem Dienste gestanden habe.“

„Die Marquise von Noailles?“ rief Marcel und sprang in die Höhe. „Das ist seltsam und bedeutet nichts Gutes.“

„Sie kennen die Marquise?“ fragte ihrerseits Marie zurück.

„Und verschwiegen es mir?“

„Ich mußte dem Marquis, einem meiner Verwandten, bei meiner Ankunft in Paris aufwarten; bei dieser Gelegenheit sah ich die Frau Marquise. Sie schien mich nicht ohne Theilnahme zu betrachten, ich bin öfter in ihr Haus gekommen, aber seit ich Sie liebe, Marie, habe ich meine Besuche eingestellt, mir sind die Menschen gleichgiltig geworden, Sie allein sind meine Welt.“

„D jetzt ist mir Alles klar! Jene Dame liebt Sie.“

„Das ist zum Lachen, Marie! Welche Augen Sie machen! Ich wette, Sie sind eifersüchtig auf die Marquise!“

„Oder sie ist es auf mich. Ich reime mir das Ganze zusammen. Ihr Ausbleiben hat die Marquise befremdet; von der Befremdung zur Nachforschung ist nicht weit. Ein Zufall wird ihr jenen Mann, der mich verfolgte, entgegen geführt haben, und unser Geheimniß wurde verrathen.“

„Nennen Sie mir den Namen jenes Clenden, damit ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann!“

„Ihre Rache kommt zu spät; er hieß François Lambert.“

„Er hieß?“

„Seit drei Tagen ist er todt, man hat mir seinen Hingang gemeldet.“

„Und jenes Gelächter?“

„Ich vernahm es gestern zuerst, mit dem Glockenschlag Zehn. Es ist der Schreckensruf, den er mir angekündigt hat.“

„Unmöglich! Man macht sich lustig über uns, man will uns ärgern! Unser Glück hat Neider. Aber die Todten sind still, und die Lebenden fürchte ich nicht.“

Sie schüttelte ungläubig und traurig den Kopf; über ihr Gesicht, das vorher wie im Sonnenschein des Glücks gestrahlt, legte sich eine Wolke der Schwermuth. „Sie haben den Blick nicht gesehen,“ meinte sie abgebrochen, „den mir die Marquise zuschleuderte. Marcel, werden Sie mich nie verlassen?“

„Nie, nie!“ betheuerte er.

Marie Gaussin wohnte in einer der Gassen, die in die große Straße St. Honoré mündeten, und während es, als der Viconte von der Geliebten schied und aus dem Hause trat, dort noch von Fußgängern und Wagen belebt und lärmvoll war, bewegte sich Niemand in der engen dunklen Gasse. Nur hier und da fiel aus den Fenstern der hohen Häuser zu beiden Seiten ein matter Lichtstrahl, von der Ecke der Straße her schimmerte das flackernde Licht einer Dellampe. War es die Ueberreizung, in die ihn das Gespräch versetzt, war es eine Wirklichkeit: Marcel fühlte, als er vorwärts ging, sich wie von einer unsichtbaren Hand am Mantel festgehalten. Eilig wehte es ihm im Nacken, war es nur der

Wind? Er faßte sich ein Herz und schaute sich um. Eine Gestalt oder ein Schatten schien dicht an den Häusern hinzuschweben — er wollte sie anrufen, nun war Alles verdämmert, verweht: er selbst stand mitten in dem auf- und niederwogenden Gewühl der Straße St. Honoré. Ja, dies war die wirkliche, leibhaftige Welt, wie von einer Last befreit athmete er auf. Planlos irrte er noch lange hin und her; was er sonst immer gemieden, den Anblick, den Lärm und das Getümmel der Menge, suchte er heute auf, es vergnügte und zerstreute ihn. Nach der wunderlichen Geschichte der Geliebten war es ihm, als hätte er jetzt erst wieder festen Boden unter den Füßen. [2601]

(Fortsetzung folgt.)

### Grünes für die Küche.

Meine Frau war stets schlechter Laune, wenn sie im Winter ihren Salat mit frischer Petersilie verzieren wollte und im ganzen Städtchen keine aufstreifen konnte. Ich ging ihr dann immer ehrsüchtig aus dem Wege, weil man den Schmerz ehren muß; seitdem ich aber im Stande bin, den ganzen Winter hindurch frische, grüne, krause Petersilie zu schaffen, sehe ich mit Seelenruhe und Stolz solchen feierlichen Salattagen entgegen.

Wissen Sie, was ich thue? Im Herbst oder auch im Winter laufe ich zu den Gärtnern und kaufe mir kurze, dicke Petersilienwurzeln, die möglichst wenig beschädigt sind und noch recht viele Faserwurzeln mit daran haftender Erde besitzen. Diese trage ich in meinen hellen, frostfreien Keller, wo unter der Kellertreppe ein großer Berg sandiger Erde von trockener Beschaffenheit aufgestapelt liegt. Dieser Erdhaufen wird nun zum Theil bei Seite gehoben, der Rest aber geebnet und etwas eingedrückt. Auf diese flache Erdoberfläche lege ich dicht neben einander meine Petersilienwurzeln so, daß das Kopfende etwas höher zu liegen kommt und etwa 1/2 Zoll aus der Erde nach der Treppe hervorragt. Nun kommt auf diese Lage Petersilienwurzeln eine neue Schicht von etwa 4—5 Zoll Erde, die auf dieselbe Weise geebnet und mit Wurzeln belegt wird. Endlich bildet der ganze Erdhaufen eine Pyramide, aus deren Vorderseite die Petersilienköpfe wie Kanonenrohr-Mündungen hervorstehen. Ist die Pyramide fertig, wird sie mit einer Brause fein begossen, so daß die Erde mäßig feucht ist. Mein Keller hat stets eine Temperatur von 5—6° R., und die beiden Fenster geben viel Licht auf die Treppe und die darunter liegenden Wurzeln, denen es in diesem Winterquartier ganz gut behagt. Sie treiben in kurzer Zeit frische krause Blättchen, die ich triumphirend meiner Frau zu Füßen lege.

Seit zwei Jahren wird Petersilie auch nach einem andern System bei uns in einem unbenutzten Zimmer cultivirt. Dazu dienen 8 Zoll hohe Holzkästen von 4 Fuß Länge und 1 1/2 Fuß Breite. Dieselben werden mit kräftiger, sandiger Gartenerde gefüllt, und dahinein die Petersilienwurzeln dicht nebeneinander schichtenweise in schräger Stellung eingeschlagen, so daß die Köpfe ebenfalls etwas aus dem Boden heraussehen. Die Erde zwischen den Wurzeln wird geebnet, angegossen, die Kästen aber werden in helle Lage in die Nähe der Fenster gebracht, so daß jeder Sonnenblick, den der Winter sendet, auf meine Petersilie fällt. Wenn es draußen sehr kalt ist, wird geheizt, denn im übrigen Raume des Zimmers stehen Blattpflanzen und Zwiebelgewächse. Durch diese größere Wärme und das stärkere Licht treiben die Wurzeln viel früher und reichlicher ihr Laub, als die im Keller, welche auf diese Weise zur Reservetruppe dienen, wenn der Ertrag im Zimmer schwächer wird.

Wenn man erst Auge und Uebung in solchen Culturen sich angeeignet hat, erweitert man dieselben auch, indem man den Gärtnern mehr von ihrem Treiben ablauscht.

Auch Kresse wird jetzt im Zimmer gezogen. Meine Gäste schneiden sich dieselbe bei Tische selbst von den Tellern. Aus der Samenhandlung bestellt man ein Pfund Samen der Gartenkresse (Lepidium sativum L.). Wir geben hier den lateinischen Namen, weil es mehrere Arten von Kresse gibt. Die zu unserem Zwecke taugliche ist der Cresson aleoiois der Franzosen, der Garden Cress der Engländer. Diese Samen werden bei uns in lockere Erde in Kästen und auf tiefen Tellern gesät, ein wenig bedeckt, mit lauem Wasser angegossen und in die warme Stube gestellt. Nach wenigen Tagen schon zeigen sich die jungen Keimpflanzen. Wenn dieselben etwa 2 Zoll hoch sind, werden sie sauber und gleichmäßig mit der Scheere abgeknippt, indem man eine Partie Pflanzen mit der linken Hand vorsichtig an den Blättern faßt und mit der rechten die weißen Stielchen nicht zu dicht über dem Boden abschneidet. Sind die jungen Pflanzen vor Staub bewahrt worden, so kann man sie getrost gleich nach der Ernte verpeifen; im anderen Falle müssen sie erst abgospült werden, was dem Geschmacke aber meist Abbruch thut.

Diese Cultur der Gartenkresse macht darum viel Vergnügen, weil man sie mannigfach abändern kann. So belege ich z. B. kleine Teller mit dreifacher Lage von Filterpapier (weißes reines Löschpapier) und feuchte dasselbe gut durch, so daß es kein Wasser mehr aufnehmen kann. Auf diese Papierschicht werden die Samen gesät und zwar ohne jede Bedeckung, aber recht dicht. Die Teller werden nun in einen größeren Teller gesetzt, und der letztere, der auf seinem Boden etwas Wasser enthält, mit einer Glasglocke, etwa einer Butterglocke, überdeckt. Um dieses ganze einfache Treibhaus wird ein Bogen Löschpapier geschlagen, und nun die ganze Vorrichtung in die Nähe des Ofens im Wohnzimmer gebracht. Die einzige Fürsorge besteht jetzt darin, den Samen stets feucht zu erhalten und das Wasser im unteren Teller nie ausgehen zu lassen, so daß die Glasglocke fast immer beschlagen erscheint. In wenigen Tagen sind die jungen Pflänzchen erschienen und zum Verbrauch tauglich. Sie sind zarter, als die auf die erste Manier gewonnenen; aber sie müssen auch bald verbraucht werden, da die jungen Keimlinge sonst umfallen und zu faulen beginnen. [2602]

Paul Sorauer.

### Das Zeichnen mit dem Schmaß.

II.

Auf meinen Brief aus Schlangenbad, dem meine Verlobung mit Korn auf dem Fuße folgte, hast Du mir so herzlich Deine Glückwünsche zugeeignet und bist mit so vielem Interesse und Verständniß auch auf das eingegangen, was ich Dir über unsere neue Zeichenmethode geschrieben habe, daß es mir eine rechte Freude ist, Dir über Beides noch einen Nachtrag zu liefern.

Es wäre schon früher geschehen, wenn ich nicht, wie Du denkst, so sehr mit Einkäufen und Schneidern beschäftigt wäre, daß ich schon darauf, Korn's Verleuf zu befriedigen, keinen lieblich-würdigen Eifer, das Schmaß anzuwenden und anzuweisen, erzählte, warnt mich, ich solle vorsichtig sein und kein Zerleihen verbreiten; unser Instrumentchen habe wie das feinste und kostbarste astronomische seine Gebrechen, die am Ende viel schaden, wenn man sie kennt, aber kennen müsse man sie — deshalb fügt er, in seiner pedantischen Männerweise, eine Handlung bei, die ich Dir nicht vorenthalten will.

Du wirst lachen und ausrufen: Sind das Liebesbriefe! Dann aber wirst Du lesen und Bedenken, die Dir vielleicht gegen unser Instrumentchen aufgestoßen sind, wie ich hoffe, löst finden.

Was Dein Entsetzen über solche Liebesbriefe anlangt, so ist ich dagegen gerüstet, ja, ich würde mich nicht scheuen, Dich mit thun zu lassen in Briefe, worin mir Korn nicht etwa nur eine malerische Beschreibung der Gegend, in der sein Gut liegt, — nein! in denen er mir sein Gut mit Grund- und Ausrüstung schreibt, ja, sich nicht entblödet, selbst Stall und Düngerstätten ihrem Namen zu nennen und einzuzichnen. Ich könnte Dir Briefe zeigen, in welchen er mir guten Rath gibt bezüglich meiner ländlichen und Reise-Tracht. Und ich will das wirklich thun! Auch könnest Du Einsicht nehmen in die Vorträge, die er bei den gangenen Winter den Landleuten seiner Umgegend hielt, um Notiz nehmen von seinen Ansichten über die Pflichten der Gekleideten gegen die Ungebildeten. Mit all dem kann ich Dir dienen. Und wie freundlich bin ich seinen fließenden Schilderungen gefolgt und wie hat mich das Gefühl, ihnen folgen zu können und ihnen zu folgen gewürdigt zu sein, erhoben!

Wohl sind das Liebesbriefe, die uns einführen in die Sinesart und in die Interessen des Geliebten — wie sollte er die Hochachtung, seine Neigung, seine erste Liebe wohl besser kennen können, als dadurch, daß er die Geliebte werth und fähig hält, das, was ihn bewegt, was die Stunden seines Nachdenkens erfüllt, gleichfalls mit Freude und Interesse in sich aufzunehmen und darüber nachzudenken.

Ich hörte einmal sagen, die Liebe des Weibes sei ein Staatsrecht. Viele Romane und ganze Briefsteller für Liebende, die in die Hände fielen, gaben mir keine Bestätigung, sondern nur eine Gegirre, für das ich kein rechtes Verständniß hatte. Demnach konnte ich den Ausspruch nicht los werden; verstehen lernte ich ihn jetzt erst, wo ich seine Sprache zu mir höre, seine Briefe stolz auf ihn und stolz, daß er mich liebt.

Zwischen Dreifönig und Fastnacht werden wir heirathen! so machen's die Landleute auch. Wir ziehen gleich in die Heimath nach Kornau, das ich, wie gesagt, schon ziemlich kenne und so ganz kennen lernen werde, ehe wir mit Frühling beginn eine größere Reise machen. Dann werde ich unterweg schon mißsprechen können über neue Anlagen und Wirtschaftspläne, über Gutsangehörige und Nachbarn, und wir können gemeinsam, was wir in der Fremde sehen oder kaufen, schon ziehen auf die gemeinsame Heimath.

Darauf bezieht sich auch mein Trouseau, und wenn die Tante spricht von Visiten in und aus der Nachbarschaft, so denkt sie an die Feldwege und an Wald und Wiese, die wir in Sonnenschein und Regen, in Sturm und Schnee durchwandern wollen. Darauf bezog ferner Korn eine Skizze aus der Zeit, wo er in Dippel auf Vorposten stand mit der Tscherskessennütze, die er einschickte; es ist ganz mein Lieblingskopfsputz, der Waschlid, was auch noch nicht so zierlich mit Borten und Ligen besetzt. Er trägt noch die Skizze eines anderen Kleidungsstückes, wenn man es nennen will, bei, das er den bairischen Fuhrleuten abgeben und probat gefunden hat auf Fuß- und anderen Reisen und in Nachtquartier. Auch in Südamerika soll es unter dem Namen Buncho getragen werden. Es besteht nur aus einem Stück wolgem Zeug oder einer Decke mit einem Schlitze in der Mitte, durch welchen der Kopf gesteckt wird, während der Stoff in malerische Falten den Körper von den Schultern bis unter die Kniee deckt. Ich habe mir einen solchen Buncho von braunem Viber mit brauner Garnierung gemacht, der zusammen mit einem fast gleichfarbigen Waschlid wunderschön kleidet, zumal wenn man, wie wir ungefähr, zwischen beiden ein blaues Band hervorflattern läßt. Durch Schnüre und Knöpfe à la Brandebourg kann das Stück leicht, soviel als nöthig, verengt werden. Mehrliche Schmitze sind 60 Centimeter von den Ecken auf den Längseiten angebracht. Zwei Zeugstücke von 150 Centimeter Breite, wovon das eine (vordere) 100 Centimeter, das andere (hintere) 130 Centimeter lang ist, werden nämlich mit Ausparung des 40 Centimeter langen Halsstückes so zusammengenäht, daß der Haarstrich bei Gebrauch nach unten fällt. Vorher werden sie nach folgendem Rezept wasserdicht appretirt.

Man löst 1/4 Pfund Alaun in 9 pr. Quart heißem Wasser und in einem anderen Gefäß ebensoviel Weizener in demselben Quantum heißem Wasser auf und gießt beides zusammen, woraus das Zeug in der Flüssigkeit tüchtig herum geschwenkt wird, so es ganz durchnäßt ist. Dann wird es ausgebrüht und in die Luft oder im warmen Zimmer getrocknet. Diese Prozedur kann zweimal wiederholt werden, ehe man das Zeug in kaltem Wasser auswäscht und wieder trocknet. Die Mischung von Alaun und Weizener gleicht geronnener Milch, da der Weizener als schleimiges Blei von der essigsauren Thonerde sich abscheidet und in die Poren des Zeugs festsetzt, indem er es dadurch, ohne seine Eigenschaft, die Ausdünstung durchzulassen, zu nehmen, wasserdicht macht, daß der Regen in Perlen davon abfließt.

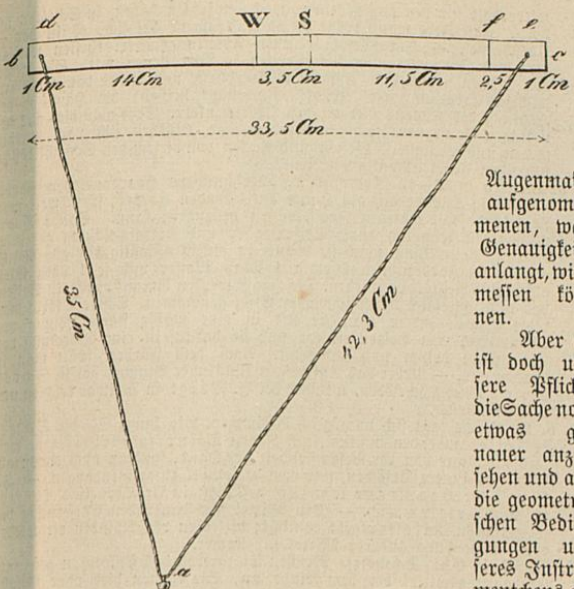
Mit diesem Buncho, der — das gestehe ich Dir — mit keinem großartigen Faltenwurf mir prächtig steht, fordere ich, bewehrt und unbewehrt von einem Schirm, mit freien Händen Sturm und Wetter in die Schranken — so will ich Feld und Wald, Berg und Thal in Heimath und Fremde durchstreifen.

Der Buncho dient als Mantel, als Reise- oder als Bettdecke, zusammengelegt als Kissen, um sich darauf zu setzen, oder hinten zusammengerollt als Schlummerrolle im Wagonn kann durch die Schnüre als Rolle zusammengehalten und über der Schulter getragen werden.

Mein Brief an Dich gleicht fast denen von Korn an mich — nur freilich nicht ganz! — Hier folgt noch seine Abhandlung über den Brief an Deine Freundin (Bazar, Seite 68) hat das Instrumentchen, das wir Schmaß nannten, und seine Anwendung, um nach der Natur zu zeichnen, kurz und bündig geschrieben, und man wird danach namentlich eine landschaftliche Zeichnung zu Stande bringen, die sich mit den meisten nach

\*) Anm. der Red. Nunmehr also glücklich verheiratet! Wir gratuliren.





Das Zeichnen mit dem Schmaß. Fig. I.

Augenmaß aufgenommen, was Genauigkeit anlangt, wird messen können.

Aber es ist doch unsere Pflicht, die Sache noch etwas genauer anzusehen und auf die geometrischen Bedingungen unser Instrumentens etwas näher einzugehen.

Wäre sein Scheitelpunkt, in dem wir das Knöpfchen befestigt haben, im Auge selbst fixirt, so würde hier nur wenig zu reden sein, derselbe ist aber in der Mitte der Lippen festgehalten und befindet sich daher, bei dem durchschnittlichen Abstand von Augen und Mund, etwa 7 Centimeter unter und 3 1/2 Centimeter seitwärts von dem Auge, und der Sehstrahl, der z. B. vom rechten Auge (das wir hier immer annehmen wollen) mitten über das Lineal geht, durchschneidet dasselbe nicht ganz rechtwinklig; es ist daher das eine (rechte) Ende des Lineals dem Auge näher, als das linke, und da das Lineal dazu bestimmt ist, alle Abstände zu messen, als ob sie auf einer zwischen dem Gegenstand und dem Auge befindlichen durchsichtigen Bildfläche gemessen würden, und diese Maße auch so auf unser Zeichenblatt aufgetragen werden, so wird die Zeichnung nicht ganz richtig — die Maße werden auf der rechten Seite etwas zu klein, auf der linken etwas zu groß sein, am äußersten Ende etwa um 1/24. Die Zeichnung würde dem Auge erst dann richtig erscheinen, wenn man das Zeichenblatt gleichfalls den Blicken so schräge vorhielte, wie das Lineal ihnen ausgesetzt war.

Es gibt aber ein Mittel, diesen Fehler wenn man will zu verbessern, indem man, abweichend von der in Deinem Briefe beschriebenen einfachen und symmetrischen Einrichtung den Schnü-

ren solche Abmessungen gibt, daß der Sehstrahl in der für die Mitte des Bildes bezeichneten Stelle das Lineal rechtwinklig trifft. Zugleich ist aber auch dafür zu sorgen, daß bei der senkrechten Haltung des Schmaßes dasselbe noch genügende Länge hat, um von dem nach der Höhe und Tiefe unter Winkeln von 22 1/2 Grad gehenden Sehstrahl noch getroffen zu werden.

Dadurch erhalten wir nunmehr für das Lineal und für die Schnüre die Fig. I. dargestellten Abmessungen.

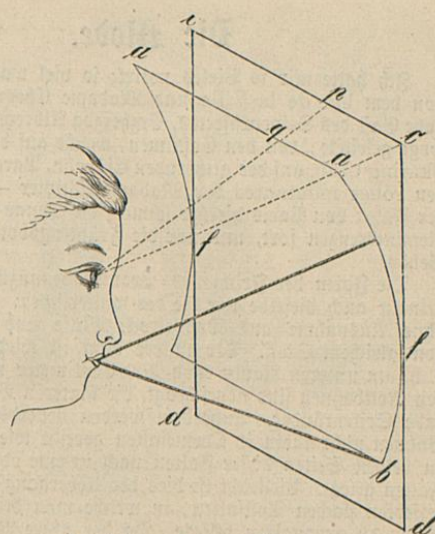
Es ist dann bei wagerechter Haltung des Lineals der Punkt W dem rechten Auge so gegenüber, daß er von dessen Sehstrahl rechtwinklig getroffen wird und die Mitte des Bildes ausmacht, dessen Grenzen 15 Centimeter links in b und 15 Centimeter rechts in f sein sollen. Bei einer senkrechten Haltung des Lineals, wobei c oben und b unten, ist der Punkt S dem Auge gegenüber, und Höhen, welche den Sehwinkel von 22 1/2 Grad nicht übersteigen, können von S bis c gemessen werden.

Bewegt man nun das Lineal in wagerechter Lage in die Höhe des Auges und visirt über den Punkt W nach der gewählten Mitte des Bildes, so kann man auf dem Lineal alle von hier aus erreichbaren Abstände messen und unmittelbar auf das Zeichenblatt auftragen. Alle in dieser Lage gewonnenen Abmessungen sind genau richtig. Wollte man aber die wagerechten Abstände von zwei bedeutend höher oder tiefer gelegenen Punkten messen und bewegte das Lineal in wagerechter Lage weit aufwärts oder abwärts, so würde man allmählig Abmessungen erhalten, welche dem Maßstab der vorher gewonnenen nicht mehr genau entsprächen; und zwar würden sie bei einer höheren Lage etwas zu klein und bei einer tieferen etwas zu groß. Eine ähnliche Erscheinung würde eintreten, wenn man mit dem senkrecht gehaltenen Lineal in Richtung der Mittellage des Bildes einige Höhen gemessen hätte und wollte nun am äußeren Rande des Bildes andere Höhen messen; man würde finden, daß dieselben — immer angenommen, daß man mit dem rechten Auge visirt — auf der rechten Seite etwas zu klein, auf der linken etwas zu groß ausfielen.

Der Grund dieser Differenzen liegt darin, daß man das Lineal, geometrisch gesprochen, gleichsam auf der gekrümmten Oberfläche ab (s. Fig. II.) eines Cylinders bewegt und die hier gefundenen Abstände auf eine ebene Oberfläche, das Zeichenblatt ed übertragen will, welches man sich senkrecht stehend und so vorstellt, als ob es jene gekrümmte Oberfläche nur eben in f berühre. Dadurch werden die Abmessungen am Bildrand statt pe nur a q oder etwa um 1/10 zu klein, ähnlich wie wir dies bei Photographien, welche mit einem zu kleinen Objectivglas aufgenommen sind, zu sehen gewohnt sind.

Da aber die Mittellinie dieser gekrümmten Fläche durch den Mund geht, während das Auge bei der wagerechten Lage des Lineals 7 Centimeter höher, dem oberen Theil der gekrümmten Fläche also näher liegt — bei der senkrechten Stel-

lung des Lineals das Auge aber 3 1/2 Centimeter rechts neben der Mittellinie entfernt, also der rechten Seite der gekrümmten Oberfläche näher ist, so treten hier die eben erwähnten Erscheinungen ein, welche zu Fehlern führen könnten, Fehlern, welche allerdings nur bei einer extremen Lage des Schmaßes bemerklich werden und in den meisten Fällen kleiner sein würden, als die mit freiem Auge be-



Das Zeichnen mit dem Schmaß. Fig. II.

gungen. Sie lassen sich jedoch vollkommen vermeiden, wenn man seine Maße nicht in extremen Lagen, d. h. die Höhen nicht am rechten oder linken Bildrand und die Breiten nicht an dessen oberem oder unterem Rande nimmt. Man wird z. B., um den Abstand zweier Thurmspitzen von einander zu messen, das Lineal nicht so hoch erheben, um sie direct anzuvisiren, sondern wird dasselbe in einer nur wenig über der Augenhöhe erhobenen Lage halten und nach dem Augenmaß, welches durch die Schieber noch erleichtert wird, die Thurmspitzen senkrecht auf das Lineal hinab, ihre Höhe aber in ähnlicher Art auf das in einer senkrechten, doch mittleren Stellung gehaltene Lineal wagerecht herüber projectiren.

Wenn Du dies — schließt Korn — Deiner Freundin mittheilst, so wirst Du ihren Zweifeln auf halbem Wege begegnen, sie vor Fehlern bewahren und die Freude an unserm Instrumenten, deren sie durch ihren offenen Kopf und ihren gemeinnützigen Eifer so werth ist, noch steigern.

Für kleine, wenig umfassende Bilder, für Blumen, die meisten Landschaften, Costümfiguren, wird man jedoch mit dem kleinen, von Dir zuerst beschriebenen anspruchslosen Schmaß auskommen, mit dem wir in Schlagenbad so erfolgreiche Studien gemacht, wenn wir auch das Mählchen nie zu Stande gebracht haben u. —

[2805]

A. v. C.

### Du mein einzig Licht!

Ruhig getragen.

Gedicht von Otto Roquette, comp. v. Anton Deprosse.

1. Du mein ein-zig Licht, die Lilj' und Ros' hat nicht, was an Glanz und Schein Dir könnt' äh-nlich sein. Nur daß Dein stol-zer Muth der Schönheit Un-recht thut,  
 2. All mein Glück ent-schwand, ich zieh' durch's wei-te Land, wo ich schau' um-her gieb's nicht Trö-sung mehr. Doch Du kennst nicht mein Leid und kennst nicht Traurig-keit,  
 3. Geb' der Him-mel Dir, daß noch auf Er-den hier Dich Dein Thun ge-reu' wi-der mei-ne Treu! Doch ob's auch al-so sei, die Lieb' ist doch vor-bei.

Sehr gebunden.

### Polka.

Comp. von C. von Alizjewski.

Musical score for Polka, featuring piano and bass staves with various musical notations including triplets, dynamics (p, f, dolce), and performance instructions like 'Trio', 'Fine', and 'Da Capo al Fine'.



### Die Mode.

Ich hatte mir so Vieles notirt; so viel wollte ich erzählen, von dem bal de la Ville und Madame Chevreau, welche der hohe Gast des Seinepräfecten, Erzherzog Albrecht, durch das Gewoge geleitete, von den Costümen, welche auf der Wahlstatt des Skating Club, auf der glühenden Eisbahn, Parade machten, von den robes montantes der Madame Dlivier — aber noch auf der Fahrt von Paris hierher schmolz die Sonne alle winterlichen Reminiscenzen fort, und nur die Frühlingsbotschaft findet noch Gehör.

Die Form der Frühjahrspromenadenanzüge ist allerdings beinahe auch dieselbe wie die der winterlichen. Sie bestehen fast ohne Ausnahme aus Doppelrock, Bluse und kurzem Paletot von gleichem Stoff. Der untere Rock ist wieder ziemlich eng, d. h. am unteren Rande etwa 300 Centimeter weit. Die vorderen Rockbahnen sind abgefrägt, die hinteren Bahnen haben gerade Seitenränder. Außerdem werden neuerdings die hinteren Bahnen nicht allein in Querealten gereiht wie bisher, sondern zu beiden Seiten dieser Falten noch in eine oder mehrere flache Falten gelegt. Vielleicht ist dies der Uebergang zu den früher so beliebten flachen Toffalten, in welche man den Rock vorn wie hinten zu arrangiren pflegte. Da der obere Rock ziemlich kurz getragen wird, so wird der untere reich garnirt, mit Frisuren, Puffen, Rüschen oder Blenden vom Stoff des Anzugs, Sammetband, Sammetstreifen oder auch einer Seidenfranze. Die Frisuren sind entweder in flache, nach einer Seite gerichtete Falten gelegt, oder man reißt sie mittelst einer feinen Passpoilschnur derartig in Falten, daß sich am oberen Rande der Frisur ein Kopf bildet. Solche in Falten gereichte Frisuren sind zuweilen am unteren Rande in Bogen ausgeknotet und mit Einfassung versehen.

Beliebt sind auch circa 4 Cent. breite Blenden aus dem Stoff des Anzugs, welche, zur Hälfte über einander tretend, den Rock unten, etwa 50 Cent. hoch, garniren. Der obere Rock pflegt vorn glatt, an den Seiten und hinten gerafft oder daselbst geschlitzt und mit einer Frisur, Puffe, Rüsche oder dergl. garnirt zu sein. Wo der Rock gerafft ist, prangt eine Schleife. Zu Kleidern, welche mit Stofffrisuren, Rüschen oder Blenden und außerdem mit Sammetband besetzt sind, wählt man gern Schleifen und Schärpe aus Stoffstreifen und Sammetband.

Der obere Rock eleganter Promenadenanzüge wird zuweilen mit Schleppe gefertigt, aber so, daß er mittelst Schnüre sich hochziehen läßt, und das Kleid also sowohl zur Gesellschafts- wie Promenadentoulette genügt.

Die hohe Taille oder Bluse des Promenadenanzugs ist herzförmig, edig oder rund ausgeknotet, wenn man sie nicht ganz hoch tragen und nur durch Frisuren oder Rüschen den Anschnitt imitiren will. Die Aermel der Taille sind meist anschließend und dem Rock entsprechend garnirt, doch trägt man auch weitere Aermel, welche nicht ganz bis zum Handgelenk reichen, am unteren Rande in Falten gereicht, an ein Bündchen gefaßt und mit Frisuren begrenzt sind.

Zum Promenadenanzug gehört noch ein kurzer, sackförmiger oder ein längerer anschließender Paletot. Ersterer ist stets am unteren Rande einmal oder mehrere Male geschlitzt, edige oder abgerundete Patten bildend und wird häufig auch mit einem Gürtel getragen. Die Garnitur wird rings am Außenrande wie längs jener Schlitze angebracht. Man begünstigt die weiten offenen Aermel.

Unter den neuen Wollstoffen zu Promenadenanzügen sind einfarbige in den verschiedensten Niancen Grau, besonders aber schwarz und weiß carrirte beliebt. Auch fein gestreifte Stoffe werden viel getragen. Die neuen Stoffe heißen: Fil naturel, ein Wollstoff von außerordentlich feinem Gewebe; satin-coton-rayé, ein gestreifter halbwoollener Stoff von atlasähnlichem Gewebe; croisé perlé und mohair croisé, beides geköpperte Wollstoffe; batiste mohair, taffetas diagonal, taffetas lustré, faille d'Espagne etc. Aber auch die schon bekannten und bewährten erfreuen sich voller Gunst: Popeline de laine, mohair, taffetas renforcé, batiste de laine und andere. Anzüge aus schwarz und weiß carrirtem Stoff garnirt man gern mit drellirter schwarz und weißer Wollfranze.

Selbstverständlich stellt man die Paletots nicht nur aus dem Stoff des Kleides, sondern auch aus einem von diesem verschiedenen Woll- oder Seidenstoff her. Die neuesten Wollstoffe zu Paletots sind serge, rätiné, Diagonalstoff etc., weiche, buckskinähnliche Gewebe, welche nicht mit den früher erwähnten Kleiderstoffen gleichen Namens verwechselt werden dürfen. Ihre Farben sind vorzugsweise Grau, Rehbraun und Chamöis. Der beliebteste Seidenstoff für Paletots ist Grosgrain. Der kurze, sackförmige Paletot findet die meisten Freundinnen, doch werden ganz und halb anschließende Paletots gleichfalls viel getragen, auch kurze Talma's von hellem Wollstoff sind sehr beliebt, dieselben dürfen nur wenig über den Taillenabluß reichen.

Junge Damen kleidet reizend ein anschließendes Fichu mit Schooß und Gürtel aus schwarzem Grosgrain, mit Spizensfrisuren oder Rüschen garnirt. Ein solches Fichu, achtzehn Jahre — und man braucht keinen Paletot!

Talma's wie Paletots werden mit Passementieren, Sammetband, Schrägstreifen von Sammet, ausgefärbten, mit Einfassung versehenen oder schmal umgefärbten Rüschen, mit Frisuren, Franze und dergl. garnirt.

Seidene Paletots besetzt man gern mit schwarzer Spitze, unterlegt diese wohl auch am Außenrande des Paletots und der Aermel mit weißen Mullfrisuren, welche mit schmaler Spitze begrenzt und in nach einer Seite gerichtete Falten geordnet sind. Sehr elegant!

Ach ja, sehr elegant, aber schließlich liegt's doch am Wetter, daß alle diese schönen Dinge zur Geltung kommen. Möge es also kein Omen sein, wenn ich diesen mit veilchenblauer Dinte geschriebenen Bericht mit der Schilderung des neuesten — Regenschirmmantels schließe: Ein langer weiter Paletot mit Capuchon, ganz aus water-proof-Stoff, am Außenrande mit einer Art Gummistoff eingefast — um im Styl der „Geheimnißvollen Rotonde“ zu sprechen, düstere Camayen, ahnungschwere Wasserdichtigkeit, Trohähäta ... der Himmel bewahre uns!

Veronica von G.

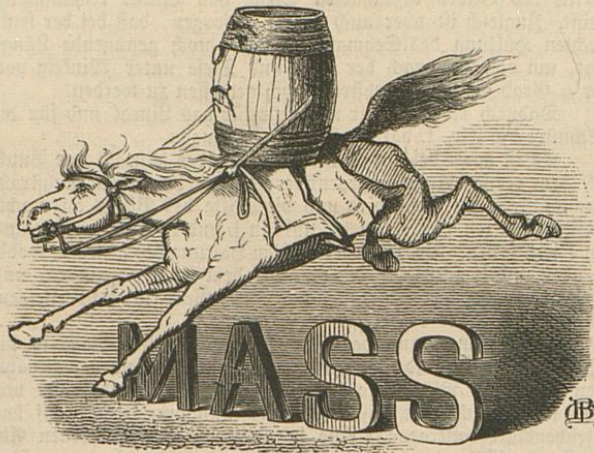
### Räthsel.

Wenn Du mir entgegengehst, verläßt Du Deine letzten Stunden, Findst Du mich, ist's ungefährlich, und Du ruffst: „Ich hab's gefunden!“

[2596]

E. S.

### Rebus.



Auflösung der Charade Seite 120.

„Kerker.“

### Correspondenz.

- G. W. B. Lassen Sie die Geräthschaften zur Gold- und Silberstickerei nach Angabe des Bazar Seite 205 f. des Jahrgangs 1869 von einem Drechsler anfertigen. Sämtliches Material zu dieser Stickerei erhalten Sie in der Gold- und Silber-Manufactur von Colmani und Comp., Berlin, Lindenstraße Nr. 28.
- M. W. Berlin. Sehr hübsch arrangirte künstliche Blumen zur Garnitur von Hüten, Händen, Vorkroben u. s. w., einzeln wie in Tufts oder Zweigen, desgleichen fertige Coiffuren, sowie weiße, schwarze oder farbige Federn, erhalten Sie in der Blumen- und Federn-Fabrik von Elise Weissenberg, Berlin, Leipzigerstraße 92 (Victoria-Bazar).
- G. S. in P. C. G. F. G. in A. Eine langjährige Abonnentin. A. J. in S. A. K. in P. M. S. in S. Ihre Wünsche sind notirt. Abonnentin in S. Die Mode gestattet allerdings, in Gesellschaften eine Haarfrisur mit herabhängenden Fischen zu tragen, doch nur jungen Mädchen im Alter von etwa 14—16 Jahren.
- F. G. in Br. Der Bazar bringt in jedem Jahrgang eine Collection neuer und praktischer Modelle von Leib- und Negligewäsche.
- M. C. Wählen Sie zur Verzierung der Jacke das Dessin Nr. 15 auf dem zu Seite 250—256 des Bazar 1869 gegebenen Siderisupplement; dasselbe läßt sich sehr leicht im Schmir- oder doppelten Steppich ausführen.
- C. D. in N. Ein Kleid mit loser, übergehakter Schleppe, welches sowohl zum Gesellschafts- als auch Promenadenanzug benutzt werden kann, brachte der Bazar unter Abbildung Nr. 64 und 65 auf Seite 80 d. J.
- Abonnentin J. Die meisten Ihrer Fragen beantwortet der Bazar durch seine Abbildungen und deren Beschreibung. Lassen Sie aus der Manille, wenn sie groß genug ist, einen Talma fertigen wie der unter Abbildung Nr. 17 und 18 auf Seite 107 der Bazar d. J.
- N. aus A. Tragen Sie lieber einen Wachsitz über dem Hut, oder auch einen feinen gestrickten Shawl.
- A. S. in N. Einen Regenmantel für Mädchen von 8—10 Jahren finden Sie unter Abbildung Nr. 88 und 89 auf Seite 127 des Bazar. Der betreffende Schnitt wird sich leicht noch verkleinern lassen.
- F. S. Eine sehr hübsche Bordüre zur Garnitur von Gardinen brachte der Bazar d. J. unter Abbildung Nr. 23 auf Seite 59; der Fond derselben kann anstatt durch Häkelarbeit auch in geradem Fisel hergestellt werden.
- A. R. in L. Um der feinen Leinenwäsche Glanz und Steifheit zu verleihen, gebrauchen Sie das Stärkezugpräparat von Struwe, Okerode im Harz; Sie erhalten dasselbe in jeder größeren Droguenhandlung.
- F. N. in W. und S. auf A. Eine vorzügliche Methode zum Uebertragen und Fixiren von Dessins auf die verschiedenartigsten Stoffe erlangt der Dessinateur J. Breuer in Frankenthal (Rheinpfalz). Derselbe verwendet den hierzu erforderlichen Apparat nebst Gebrauchsanweisung in Carton zum Preise von 1 Thaler.
- A. S. in Wöhrten. Lassen Sie beim Einbinden der Jahrgänge des Bazar für jedes Supplement an betreffender Stelle eine weiße Gummi-schnur in der Weise einer Spange, welche der Höhe des zusammengefalteten Supplements entspricht, befestigen. Diese Spangen dienen zum Festhalten der Supplemente; letztere lassen sich so bequem zum Gebrauch herausnehmen.
- Langjähriger Abonnent. Parquetfußböden werden mit gelbem Wachs oder einer durch Zusammenmischen von 5 Theilen Wachs und 1 Theil Harz (Colophonium) erhaltenen Mischung gebohrt. Das Rezept zu dem sogenannten Vohnerwachs lautet: In einem eisernen Gefäß werden 8 Theile gelbes Wachs mit 40 Theilen Wasser erhitzt, bis das Wachs geschmolzen ist. Dann wird eine klare Lösung von 4 Theilen Pottasche in 12 Theilen Wasser zugegeben, und das Ganze so lange gekocht, bis ein gleichmäßiger Brei entstanden ist, den man vom Feuer nimmt. Demeiben setzt man noch eine Lösung von 1/2 bis 1 Theil Orlean in etwas Spiritus zu und rührt bis zum Erkalten fleißig durch.
- Fr. v. B. Leipzig. Die Kunst-Walchankalt von Spindler in Berlin. Annahmestelle für Leipzig Universitätsstraße im Fürstenhaus, wäscht und montirt Kleider und Stoffe.
- Abonnet, Halberstadt. Alle Arten von Zeichenpapier, also auch die von Ihnen genannten, erhalten Sie in dem Künstler-Magazin von H. S. Berlin, Leipziger- und Charlottenstraßen-Ecke.
- J. M. in N. Annehmend entspringt Ihre Angewohnheit, Kaffeebohnen roh zu essen, einem körperlichen Leiden. Wenden Sie sich an einen Arzt, der Ihnen geeignete Eisenmittel verschreiben wird; mit Entfernung der Blutarmuth dürfte dann auch die gedachte üble Angewohnheit von selbst verschwinden, und dies um so früher, als Sie durch einen festen Willen jene Neigung zu bekämpfen suchen.
- Clara B. Wir rathen Ihnen entschieden ab, auf eigene Hand mit der Jodsalbe eine stark veredete Nase zu behandeln — konsultiren Sie einen Arzt. — Mitterer drückt man mittelst eines Uhrschlüssels aus und betupft dann die Stellen mit Eau de Cologne; letztere zieht die erschlossenen Talgdrüsen energisch zusammen.
- Freue Abonnentin. Da es durchaus im Interesse der neuen Wäsche-Walchankalt von F. Bruner (Zublin) in Berlin liegt, ihre Verfertigung, keine äbenden Waschmittel zu benutzen, in Wahrheit auch auszuführen, zweifeln wir nicht daran, daß die sonst als reell bekannte Firma keine leeren Versprechungen macht.
- Ein Abonnent in C. Sie haben Recht. Der kalt ausgepreßte Saft frischer grüner Nüßknoten verliert durch Kochen leider die Eigenschaft, die Haare edel braun zu färben. Ob es ein Mittel gibt, dem Saft seine färbende Kraft dauernd zu bewahren, wissen wir nicht; da Sie sich zu Experimenten bereit erklären, rathen wir Ihnen, frische grüne Wallnüssknoten zu zerfeinern und dann sofort — d. h. ohne sie längere Zeit der Luft aussetzen — mit (nicht erwärmtem) Glycerin, in welchem vorher 1 bis 2 Procent unterschwelligsaures Natron aufgelöst wurde, zu einem dicken Brei zu durchfeuchten, 1 bis 2 Tage lang die Masse stehen zu lassen und dann den Saft abzupressen. Eine Nachricht über den Erfolg wird uns sehr erwünscht sein.
- Die Garstigen. Der äußerliche Gebrauch der Schwefel-Jodseife ist unschädlich für die Haut. Sie können daher getroßt einen Versuch machen, ob dieses Mittel Sie von dem erwähnten kleinen Uebel befreien wird.
- Langjährige Abonnentin in B. Zur Entbitterung der Lagerbierhefe macht man 1 Raumtheil Hefe mit 3 Raumtheilen Wasser, löst auf jedes Maß Hefe 1/2 bis 1 Loth kohlen-saures Ammoniak (je nachdem die Hefe mehr oder weniger durch Hopfenbitter verunreinigt war) darin auf und mischt gut. Die Hefe scheidet sich bald vom Wasser ab und setzt sich zu Boden, während das bittere Hopfenharz im Wasser gelöst bleibt. Das Wasser wird abgeseiht und durch erneuten Wasserzusatz die Hefe ausgefäht. Die Hefe verliert durch diese Behandlung etwas an Kraft. Das ganze Verfahren, auch die spätere Kräftigung der Hefe und ihre Verarbeitung zu Brezhe finden Sie ausführlich beschrieben in Dr. C. Jacobsens chemisch-technischem Repertorium, Jahrg. 1863, Heft II, Seite 32 (Berlin, R. Gärtners Verlag).
- G. in W. in B. Das von Ihnen „erfundene“ Instrument zum Ausbrüden der Witeffer wird durch eine viel ältere „Erfindung“, die wir

wiederholt für den angegebenen Zweck empfohlen haben, in Schärfe stellt. Fast Jedermann trägt dieses Instrument bei sich, es ist der Uhrschlüssel. — Ihr Gesichtsbüthen-Ableitungsmittel theilen Sie mit uns und Frommen aller betreffenden so Betroffenen mit. Sie heißen: Man nehme eine einfache Kleiderbürste und bürste damit die leichten Eröthung (soll wohl „Röthung“ heißen) die Haut in Höhlung des Rückens und an den Oberarmen. Setzt man dies mit nöthigen Consequenz fort, so werden jene Büthen sich nach und nach ziehen und weitgens Gesicht und Nacken von diehem den Schönheitsübren belal allmählig befreien.“

Abonnetin in D—t. Todte, d. h. abgechnittene Haare nehmen mittel viel leichter an, als Haare am lebenden Körper, schon weil sie leichter mit warmen Farberöhren behandeln kann. Solche Haare müssen erst gründlich durch Seifenwasser und Pottaschelsung gereinigt werden, dann kann man sie braun in einem allmählig bis auf erwärmten Farberöde aus etwa 1 Maß Wasser und je 1 Loth gelber glatte und Lackst ausfärben. Die Haare werden hierauf durch ein Sebad und schließlich durch schwachen Essig genommen. Schwarz färben todte Haare, indem man sie erst in eine mäßig starke Lösung Eisenvitriol zum Weizen einlegt und sie darauf in eine Weinsäure-Eisendünne bringt und erwärmt. Nach dem Färben spült man Wasser aus. — Ueber das Anfertigen künstlicher Blumen hat C. Schuber ein Buch geschrieben, welches bei F. Veigt in Weimar erschienen 1 Thaler kostet.

J. v. L. S. Es läßt sich unmöglich bestimmen, wie lange Sie die Schiefseife anwenden müssen, um Ihren Teint zu verbessern, dies nicht nur von der Beschaffenheit der Haut, sondern auch davon hängt, ob innere Ursachen mit dem Hautübel zusammenhängen. Betreff der Haarfrage seien Sie gefälligst in Dr. Cornelius' künstlichen Briefen nach. — Ein Mittel zur dauernden Entfernung sogenannten Witeffer gibt es nicht; dieselben verschwinden oft ohne Anwendung äußerer Mittel für immer.

B. C. M. in Ch. (Schweiz). Wenden Sie getroßt das Psilothron gegen Enthaarungsmittel bei dem Kinde an, Sie können dies ohne Gefahr thun. Es läßt sich andererseits aber annehmen, daß die Stirnarbe der Zeit von selbst verschwinden werden.

J. W. in C. Wenn Sie unter „Pfefferkuchen“ im Gesicht Sommerfressen oder Leberflecke verstehen, so bebauern wir, Ihnen erklären müssen, daß es kein sicheres Mittel gegen jenes Uebel gibt. Abonnentin. Ueber Werth und Unterschied der verschiedenen Naturmittel finden Sie in Prof. Birdows' Schriftchen: „Ueber Natur- und Genußmittel“ (Berlin, Lüderich's Verlag) kurze und doch den genstand erschöpfende Mittheilungen. Der Nahrungswertb des aromatischen Gummi dürfte dem der Stärke gleichzustellen sein. Ueber die Umwandlung, welche Glycerin im Körper erleidet, sind noch keine siche angeheft worden, es ist daher auch noch nicht festgestellt, in welchem Grade das Glycerin den Jüder erlesen kann. Thatsache, daß das reine Glycerin schon in großen Mengen zum t heilwe Erlag des Jüders verwendet wird, z. B. in der Liqueurfabrikation, ganz wird das Glycerin den Jüder nicht erliegen können, weil Geschmad mehr honigartig ist und ein brennendes Gefühl auf Junge hervorruft.

Blume in der Wildnis. Der Glanz des Haares hängt wesentlich natürlichen Haarfeet über den angewendeten Haarfeetungsmitteln er wird daher, wenn man beim Gebrauch von Haarfeetungsmitteln ist, das Haar vorher zu entfetten, durch nachträgliches Einfeeten hervorzuheben sein. — Kopfschuppen sind durch öfteres Waschen des Kopfes mit Seifenspiritus und Wasser zu entfernen.

Freue Verehrerin des Bazar in W. Federn können immer auf dem nämlichen Wege angefeetelt werden; da Ihnen der Veruch mißlungen so übergeben Sie die Feder der geübten Hand einer Fuchsmacherin.

Abonnetin in S. Ein Rezept zur sogenannten „Wandelkeife“: 2 Pfund gepulvert Mandelbrezchen, 4 Loth Weidenwurzel, 1 Loth Citronenöl, 20 Tropfen Bittermandelöl werden innig miteinander gemischt. — Unter Mandelöl zum Einmalben der Haare (wobei diesen Zweck beifällig nicht das beste Mittel ist) wird stets das Del, niemals das ätherische Bittermandelöl verstanden.

A. M. in M. (Batern). Die von Ihnen uns mitgetheilte Vorschrift einer Frostsalbe — durch Verühren von ausgefchmolzenem heißem Eis und Eis zubereitet — ist ein sehr altes, unter dem Namen „Eis salbe“ bekanntes Volksheilmittel. Statt Eis könnte man selbstverfeinertes Wasser, statt Sped Schweinefeet nehmen, ohne gegen Chemie und Mittelseife zu sündigen, und so müssen wir die von Ihnen gegen Wirksamkeit dieser Frostsalbe bemittelte dem wochenlangen confor forgesetzten Gebrauch derselben zuschreiben und können mit ge Recht jedem Fette, welches die Luft von der erfrorenen Stelle abzieht, dieselbe Heilkraft zuschreiben.

Abonnetin aus Ungarn. Einen Glycerin-Crème für die Haare reiten Sie nach folgendem Rezept: 1/2 Loth Wallrath und 1/2 Loth feines Wachs werden im Wasserbade zusammengeschmolzen, hierauf 1/2 Loth feines fettes Mandelöl zugeficht, dann eine erwärmte Mischung von 2 Loth Rosenwasser und 4 Loth Glycerin eingerührt, und wenn das Ganze beständigem Umrühren erkaltet ist, noch 24 Tropfen wohnlicher Oele zugemischt. — Venetianische Seife ist eine aus Olivenöl, Natronlauge gekochte Kerseife.

Abonnetin Chr. Zvr. in Hamburg. Schmudseben werden in Berlin von der Kunstfabrik von Spindler (Wallstraße 11) gefertigt. Die ausführliche Vorrichtung zum Färben der Schmudseben finden Sie Jacobsens chemisch-technischem Repertorium, Jahrgang 1863, Seite 21 (R. Gärtners Verlag, Berlin).

A. in B. Um gekrümmte hanfene Näge wasserficht zu machen, man sie über Nacht in eine kaltefeetigte Mannlösung, läßt sie abtropfen, seht sie, halbtrocken, durch eine Seifenlösung und seht sich nochmals durch eine Mannlösung.

Kritische Correspondenz. Im Verlage von Ed. Hallberg sind „Lebensbilder, von Karl Guxton“, „Nabel und Nabel“, von F. W. Hadländer“ erschienen. Beide Schriftsteller, so verschieden sie in ihren Anlagen und Richtungen sein mögen, haben das freundliche gemein, daß ein neues Buch von ihnen nur der Anzeige bedarf. Man liebt und lobt sie. — Von unlers Adolf Gläbrenner Kinderbuch „Sprechende Thiere“ ist die sechste, von seinen „Gebichten“ die fünfte Auflage erschienen. Sein berühmtes Epos „Reinecke Fuchs“ feiert 27. März d. J. in einer fünften Auflage das 25jährige Jubiläum. — In feien zwei im Verlage der Decker'schen (Berliner) Hofbuchhandlung erschienen Bücher genannt und Allen empfohlen, welche in Roman und Novelle die Anregung, als Aufregung suchen und den ruhigen, schlichten Erzählungen der effectvollenden, dramatisch zugespitzten Darstellung vorziehen: „Vellen und Stizzen für ihre Freunde von Helene“. Die eine Novellen „In der ersten Stunde“ erschien im Jahre 1868 im Bazar. Im Buche, wo nicht eine mit dem Raum geizende Redaction den flüchtigen Wette zwängt, sind freilich manche neue Motive hinzugekommen, die Conflicte und Situationen breiter ausgefeht, und wenn auch gegen Composition Manche's sich sagen ließe, so spricht doch so edle Weisheitlichkeit der Erzählungen, daß jede Mutter das Buch getroßt und gern in den den ihrer Tochter sehen, und auch der verwöhnte Lesekindler es als bestwundiges nennen wird. „Auf bornigem Pfade“ von A. L. S. Das leb- und freudvolle Leben einer Künstlerin ist feffend und mit nem Gefühl für Eth und Sprache beschrieben. Um des sittlichen Willen, den die Erzählung athmet, und um ihrer Wahrheit willen, den wir sie insbesondere von denen gelesen und beherzigt sehen, die dortigen Pfade betreten wollen. — J. A. W. in L. Sie sehen und bernen zu schwarz. — F. N. in B. Dichterische Veruche? — Wir lieber kalligraphische. — Gänseblümchen. Das sind Veruche, man sie im Kreise jungen, sehr junger Freundinnen sich vorfeht. Die zeh schlagen, die Augen suchen sich, Kennen, Glärchen und Wägen schweben auf diese Berge, nur die Eltern, die Brüder und die Verwandt wissen Nichts davon. — C. German — Et. Die gewünschte Witeff ist uns nicht bekannt. — B. J. „Mit Viedern muß ich mich beschäffeln.“ Wie sie mir Herz und Seele trägen — D härt ich doch die Zeit (mein, nein!) — D Seelenzustand ohne Ruh“. Diese Strophe ist gut, die folgende ist besser: „Dies Liebden spricht von höchster Liebe — In profanischen Weltgetriebe — Dies Liebden spricht von heißem Haß — Macht die Liebe, daß macht blaß.“ So wären denn die beiden „Factoren“, Haß und Liebe, auch in ihrem kosmetischen Werthe für Lyrik gewonnen. — F. S. in U. „Wenn ich in deine Augen seht — In mein arm's Herz“ — parleben, in den Papierfort! — L. C. in B. — Schenbach. Julius Sturm, der finnige Dichter, lebt in Köstritz bei Weiden. Seine sämtlichen Bücher sind bei Brodhans erschienen. Wir nennen hier Gedichte (4. Auflage); Fromme Lieder (6. Auflage), und seine neue Sammlung: Lieder und Vider (1870. Zwei Bände). — Eugenie. Wenn Sie unter Verfahren den Iryischen Versuchern gegenüber ethümlich finden, wer zwingt Sie denn, dies Verfahren wiederholt zu wiederholen? Wollen Sie ein Compliment über die Wahrheit? Die Wahrheit über die neuen Proben Ihrer Lyrik ist — doch nein, vielleicht wollen doch ein Compliment! — Johann F. C. Ein Furchtbare ist doch der Welcher Vernünftige würde ungereimt dergleichen Ungereimtes sprechen. — C. B. Wenn ein Gedicht, Seligkeit betitelt, also beginnt: „Lob mein Liebden — hinaus in die Welt — Durch Thäler und Auen — Bald und durch Feld“, so ist das nicht Seligkeit, sondern Weibchen. — Reinw. a. d. S. Sie finden das Alles in Paul Lindau: „Die Geschichte von Richard Wagner's „Tannhäuser“ in Paris.“